

Friedrich Konrad Dietrich

Wyneken

**Ein Evangelist  
unter den Lutheranern Nordamerikas**

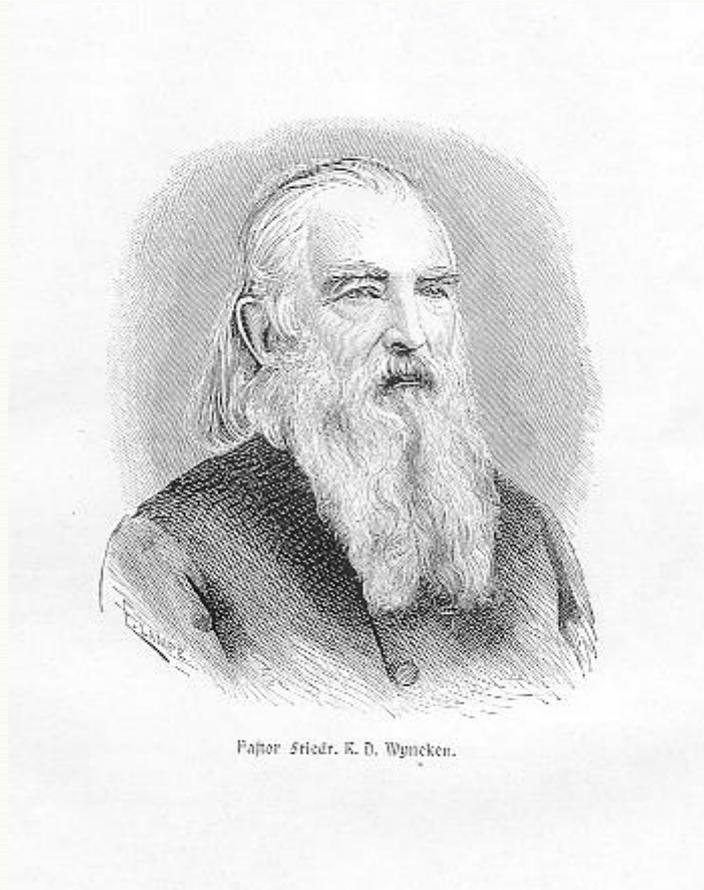
Von

J. C. W. Lindemann

Neu herausgegeben

von

Roland Sckerl



## Inhaltsverzeichnis

Der Missionar	2
Der Stadtpastor	19
Der Synodalpräses	30
Der Hausvater	36
Der Patriarch	43

### Der Missionar

Wyneken kam im Sommer 1838 nach Amerika. Er hatte daheim in Missionsblättern gelesen, dass die deutschen Lutheraner in Amerika sich in großer kirchlicher Not befänden, - dass sehr viele von ihnen weder Prediger noch Schullehrer hätten, ihre Kinder nicht getauft und unterrichtet würden, sie selbst nie eine lutherische Predigt hörten und das heilige Abendmahl nicht empfangen könnten, - dass sie in großen Haufen eine Beute der Methodisten oder anderer Schwärmer würden.

Dieses große Elend ging ihm zu Herzen; denn er hatte es selbst erfahren, wie übel der dran ist, der Gottes Wort nicht hat und den Heiland Jesus nicht kennt; wie glücklich dagegen derjenige ist, der durch den Glauben Frieden mit Gott und Vergebung der

Sünden erlangt hat und durch das Evangelium täglich getröstet wird. Die Liebe Gottes in Christus Jesus hatte er geschmeckt und erfahren; sie hatte in seinem Herzen Gegenliebe entzündet, und diese innige Liebe zu seinem Heiland trieb ihn nun, die alte Mutter, die Brüder und Schwestern, bequemes Leben und glänzende Aussichten zu verlassen, um in der Ferne den kirchlich verwahrlosten deutschen Lutheranern in Liebe zu dienen.

Wyneken war damals 28 Jahre alt – er war am 13. Mai 1810 geboren – und in vieler Hinsicht vortrefflich geeignet, das schwierige und anstrengende Missionswerk unter den Deutschen Nordamerikas zu treiben. Gott hatte ihm einen kräftigen Körper gegeben, in dem ein munterer, lebhafter Geist wohnte. Und dieser war nicht nur mit einem hellen Verstand, sondern auch mit einem festen Willen begabt, so dass Geistesgegenwart, ein rascher Blick, Mut und Entschlossenheit als vornehmliche Charakterzüge bei ihm hervortraten. Dabei hatte Wyneken etwas Tüchtiges gelernt. Nachdem er nämlich das Gymnasium seiner Vaterstadt *Verden* abgeschlossen hatte, hatte er in *Göttingen* und *Halle* Theologie studiert. Freilich hatte er auf diesen Universitäten nur sehr wenig von der wahren Gottesgelehrtheit in sich aufgenommen; aber er hatte doch immerhin vieles gelernt, was er im Dienste Christi trefflich verwerten konnte, als ihn dieser nun zum Vater zog und mit heiligem Missionseifer erfüllte. Besonders kam es ihm sehr zu statten, dass er der englischen Sprache schon mächtig war.

Schon in *Halle* war er durch den Professor *A. Tholuck* zu Jesus gewiesen worden; aber als er nach Vollendung seiner Universitätsstudien Hauslehrer bei einem Beamten wurde, war er noch so wenig in der rechten Erkenntnis des Heils gefördert, dass er bei Unterweisung der ihm anvertrauten Jungen in der biblischen Geschichte zunächst mit den Makkabäerbüchern begann. Erst in dem Hause des Pastors und Konsistorialrats von *Hanfstengel*, in welches er etwas später gleichfalls als Hauslehrer eintrat, lernte er Jesus und den Weg des Heils genauer kennen. Mit der ihm eigenen Entschiedenheit wandte er sich nun völlig von der Welt ab und suchte mit allem Ernst seinem Heiland auf dem schmalen Weg nachzufolgen. Als Hauslehrer, als Erzieher eines vornehmen Knaben, mit dem er einen Teil Frankreichs und Italiens durchreiste, und als zeitweiliger Rektor der lateinischen Schule zu *Bremervörde* hatte er vielfach Gelegenheit, in der Erkenntnis Jesu Christi zu wachsen und seinen Glauben zu bekennen. Die Bibel war es, aus der er jetzt die wahre Theologie lernte, durch die der Heilige Geist ihn selbst zu einem rechten Theologen oder Gottesmenschen machte.

Wie fest Wyneken damals in seinem Glauben gegründet war, und wie entschieden er ihn bekannte, das beweist sehr schön sein Verhalten bei dem Kandidatenexamen, welches er nicht lange vor seiner Abreise nach Amerika zu bestehen hatte.

Der ungläubige Konsistorialrat M., dem Wynekens entschiedenes Christentum wohl bekannt war, hatte die Lehre von den Wundern gewählt, um diesem auf den Zahn zu fühlen und ihm eine Verlegenheit zu bereiten. Er leitete das Examen etwa mit folgenden Worten ein: „Bekanntlich geschehen heutzutage keine Wunder mehr. Es ist also nur zu fragen, ob es früher wirklich Wunder gegeben hat oder nicht.“ Dann fragte er Wyneken: „Was sagen Sie dazu?“

Dieser entgegnete ohne weiteres Besinnen: „Gott ist ein Gott, der täglich Wunder tut, und es wundert mich, dass Sie, Herr Konsistorialrat, das in Abrede stellen.“

Erstaunt über diese Antwort fragt M. weiter: „Aber Sie wissen doch, was Spinoza über diese Sache geschrieben hat?“

Wyneken erwidert mit freundlicher Miene und festem Ton: „Ei, was geht Sie und mich an, was dieser atheistische Jude daherphilosophiert! Die Schrift, die Schrift, Herr Konsistorialrat!“

Dem hohen geistlichen Herrn war eine solche Kühnheit noch nicht vorgekommen, da die armen Kandidaten sonst eher zu zittern als zu widersprechen pflegten. Er sprang von seinem Stuhl auf und brachte eine Menge scheinbarer Beweise vor, die seine Ansicht rechtfertigen sollten.

Als Wyneken wieder das Wort erhielt, geriet er ebenfalls in Eifer, sprang gleichfalls auf und widerlegte mit gewandter Rede, was jener vorgebracht hatte.

So wurde aus dem Examen eine Disputation, zum großen Erstaunen der Herren am grünen Tisch und der im Vorzimmer versammelten Zuhörer. Das Merkwürdigste aber war, dass die Bescheidenheit und Freundlichkeit, sowie der gute Humor des Kandidaten, welche durch all seinen unerschrockenen Widerspruch hindurchleuchteten, dem Prüfer das Herz abgewannen, dass er ihn öffentlich lobte und ihm das Zeugnis erster Klasse gab.

Dieser entschiedene Bekenner des einfältigen Bibelglaubens kam nun nach Amerika, um die zerstreuten Kinder seiner Kirche wieder zu sammeln. Ihn begleitete ein anderer Kandidat, mit Namen C.W. *Wolf*, der zwar in gleicher Absicht kam, von dem aber nur noch wenig zu sagen sein wird.

Es war der herzlich fromme und äußerst liebenswürdige Kapitän *Stürje*, der unseren lieben Wyneken über den Atlantischen Ozean brachte und in *Baltimore* ans Land setzte. Auch dieser teure Mann hatte ein Herz für die amerikanische Kirche, und eine edle Gabe brachte er derselben in seinem missionsbegierigen Passagier, der auch ihm und seiner Mannschaft auf der See gepredigt hatte.

In *Baltimore* war Wyneken völlig unbekannt. Er wusste weder den Namen eines Pastors, noch den irgendeines anderen Mannes, bei dem er hätte Erkundigungen einziehen können. Nach längerem Suchen findet er Leute, die behaupten, dass sie „lutherisch“ seien. Sie führen ihn in ihren Gottesdienst; aber in demselben ist ihm alles so sonderbar und wunderlich. Er wird gebeten, eine Predigt zu halten, und er erfüllt diesen Wunsch. Dann fordert ihn „Bruder *Numsen*“ auf, eine Gebetsversammlung zu leiten. Wyneken ist auch dazu willig. Er lässt ein Lied singen, liest einen Schriftabschnitt vor und spricht nun ein Gebet. Während des Gebets fangen die Leute an zu ächzen und zu stöhnen; bald wird in dieser, bald in jener Ecke mit schauerlichem Tone „Amen, Amen“ gerufen. Dann wird wieder gesungen, wie Wyneken es nie zuvor gehört hat; die Leute werden lustig und lärmten immer lauter. Endlich ist die „Betstunde“ vorüber. *Numsen* tritt zu dem höchst erstaunten Fremdling und fragt salbungsvoll: „Na, Bruder Wyneken, wie hat dir's gefallen?“ Der aber entgegnet kurz und bündig: „*Ich weiß nicht, ob's von Gott oder vom Teufel ist! Lutherisch ist es jedenfalls nicht!*“ – Nun aber hatte er es mit dem frommen Methodisten verdorben; denn an diese – an die sogenannten Otterbeinianer – war er geraten, und sie hatten sich für Lutheraner ausgegeben, um, wenn möglich, einen lutherischen Prediger „zu bekehren“.

Nun durchwandert Wyneken die Straßen Baltimores und sucht nach anderen lutherischen Kirchen. Einen Deutschen, der ihm begegnet, fragt er, ob er nicht wisse, wo ein lutherischer Prediger wohne. Dieser weist ihn und seinen Kollegen *Wolf* zu Pastor *Johann Häsbärt*, der einige Jahre zuvor die zweite deutsche evangelisch-lutherische St. Pauls-Gemeinde gegründet hatte. Die Glieder derselben waren von der älteren Zions-Gemeinde ausgetreten, weil deren Pastor *Scheib* den jämmerlichsten Rationalismus predigte und darin von den reichsten und angesehensten Mitgliedern beschützt und bestärkt wurde. Pastor Häsbärt und seine Gemeinde meinten damals, sie wären recht lutherisch; aber sie waren tatsächlich uniert. Es gehörten grundsätzlich Lutheraner und Reformierte zur Gemeinde, und bei der Verwaltung des heiligen Abendmahls wurde den Kommunikanten auf dem einen Teller neben den Hostien auch Brot gereicht, so dass jeder nach Belieben das eine oder das andere wählen konnte.

Bei *Häsbärt* angekommen, erklären Wyneken und Wolf, dass sie Missionare seien und sich aufgemacht hätten, um die deutschen Lutheraner im Westen aufzusuchen und zu Gemeinden zu sammeln.

Häsbärt betrachtete sie mit Misstrauen; denn es gab schon damals viele geistliche Landstreicher, die unter dem Vorgeben, dem Volk helfen zu wollen, nur Geld und faule Tage suchten. Er fragt, wo sie sich einquartiert hätten. Sie erwidern: „Beim Pfarrer Rossel.“

„Ei“, spricht Häsbärt erzürnt, „der ist ja ein Methodist!“ Er war kein Freund der Methodisten, denn diese hatten ihm auf betrügerische Weise schon manches Gemeindeglied entführt.

Wyneken sagt: Er habe das nicht gewusst; sie seien Fremdlinge im Lande; er möge es ihnen nicht anrechnen, dass sie sich aus Unkenntnis bei den Methodisten eingemietet hätten.

Sein offenes, freies und freundliches Auftreten gefällt *Häsbärt*; er fasst ein Herz zu den Fremdlingen und behält sie bei sich. Am nächsten Sonntag predigt *Wolf* in der St. Paulskirche. In der darauffolgenden Woche erkrankt Häsbärt, und er bittet nun Wyneken, bei ihm zu bleiben, bis er genesen sei. Die Genesung verzieht sich aber. Häsbärt muss die Stadt verlassen und aufs Land ziehen, um die nötige Ruhe zu finden. Wyneken versorgt währenddessen, etwa sechs Wochen lang, die Gemeinde und besucht den kranken Pastor fleißig. Beide lernen sich immer besser kennen und werden Freunde, einander in brüderlicher Liebe innig zugetan.

Als *Häsbärt* sein Amt wieder selbst verwalten kann, ließ er den neuen Freund ungerne ziehen. Doch Wyneken wollte und musste fort, wenn er noch vor Eintritt des rauhen Herbstwetters seine Missionsarbeit beginnen wollte. Da sagt Häsbärt zu ihm: „Sie sollen nicht auf Ihre eigene Faust in den Westen reisen. Ich schreibe an das Missionskomitee der Synode von Pennsylvanien, die soll Sie als ihren Missionar aussenden.“ Er tat das, und bald erhielt Wyneken den Auftrag, nach Indiana zu ziehen, die zerstreuten deutschen „Protestanten“ aufzusuchen, ihnen zu predigen und sie, wenn möglich, in Gemeinden zu sammeln.

Ehe wir ihn aber auf seinen Missionsreisen begleiten, müssen wir billig fragen: Wie konnte denn der lutherische Wyneken die Gemeinde in Baltimore bedienen, die doch tatsächlich uniert war?

Von der dort üblichen Abendmahlspraxis erhielt er dort gar keine Kenntnis. Solange Häsbärt krank war, wurde das Sakrament nicht verwaltet. Wyneken sah also nichts, was sein lutherisches Gewissen hätte verletzen können und was ihm den wahren kirchlichen Stand der Gemeinde gezeigt hätte. Dazu besaß er damals keineswegs in allen Stücken eine klare Erkenntnis der lutherischen Lehre. Er hatte manches Irrige in seinem Kopf und auch einzelnes Schwärmerische in seinem Herzen. Sein Sinn war damals noch nicht so ernstlich auf reine Lehre und Lehreinheit gerichtet; deshalb konnte es leicht geschehen, dass es ihm bei dem Verkehr mit Häsbärt entging, wo und in wieweit dieser selbst nicht völlig lutherisch war. Es waren damals andere Zeiten als heute.<sup>1</sup> In jenen Tagen hielt sich mancher für einen tüchtigen Lutheraner, den man jetzt kaum als solchen anerkennen würde. Im Vergleich mit gar vielen anderen, ja wohl mit *allen* damaligen lutherisch sich nennenden Predigern Amerikas besaß Wyneken

---

<sup>1</sup> Lindemann hat dieses Lebensbild 1877 geschrieben. Zu dieser Zeit war es allerdings durch Gottes Gnade vielerorts besser geworden. Heute, 2006, ist es leider noch schlimmer als zu der frühen Zeit Wynekens, wenn es auch, Gott sei gepriesen, immer noch manche Gemeinden in der Missourisynode gibt, die an der reinen Lehre festhalten, wie auch ganze Kirchenkörper, wie die Lutheran Churches of the Reformation. Anm. des Hrsg.

eine *gute* Erkenntnis des göttlichen Worts; aber freilich fehlte ihm noch viel, wenn man das rechte Maß anlegt.

Es muss das hier gesagt werden, teils weil es überhaupt wahr ist, teils weil sonst weder der Mann noch seine Lebensführung richtig verstanden werden könnten. Erst nach und nach hat er sich durch Gottes Gnade aus seinen verkehrten Anschauungen heraus-, von seinem damaligen Gefühlschristentum losgearbeitet. Deshalb hatte er auch später große Geduld mit den Irrenden, solange er Aufrichtigkeit bei ihnen annehmen durfte; und als er nicht nur mündlich, sondern auch schriftlich entschieden gegen die Methodisten und andere Schwärmer aufzutreten begann, scheute er sich, die *Personen* zu verurteilen und bekannte demütig: „*Ich habe selbst lange in diesem Schwindelgeist gesteckt und weiß, wie schwer es ist, herauszukommen.*“<sup>2</sup>

Aber ein durchaus aufrichtiger und lauterer Mann war Wyneken damals schon. Er kannte keine Verstellung und war aller Lüge herzlich feind. Er war ja, wie bereits gesagt, nicht frei von mancherlei Irrtümern in der Lehre; aber er hielt diese Irrtümer für Wahrheit, und augenblicklich würde er sie weggeworfen haben, wenn ein Bruder sich gefunden, der ihn eines Besseren überwiesen hätte.

Lauterkeit war ein herrschender Charakterzug bei unserem Missionar. Dabei war sein Reden, Denken und Handeln durch die Liebe Christi geheiligt, gleichsam verklärt. Frei und fröhlich, dabei liebevoll verkehrte er mit jedermann.

Im September 1838 trat denn Wyneken seine Missionsreise an. Bis *Pittsburg*<sup>3</sup> konnte er mit der Eisenbahn fahren und dann den Kanal benutzen. In *Zelienople* kaufte er sich ein Pferd „und trabte nun munter und fröhlich durch das waldige Land“. – Von seiner Reise schrieb er einige Wochen später: Sie „hat für mich, als einen Fremden, des Reitens und solcher Buschwege ganz ungewohnt, manches Beschwerliche gehabt; aber auch viel Angenehmes, namentlich wenn ich mich einmal mit einem christlichen Bruder erquicken konnte. Obwohl ich in Ohio meine Missionstätigkeit noch nicht anfangen sollte, so wurde ich doch durch Zufall, wie die Welt sagt, in *Allen* und *Putnam Counties* dazu gezwungen, indem dort mehrere deutsche Ansiedlungen seit Jahren keine Predigt gehabt und mich mit Tränen baten, eine Zeitlang bei ihnen zu bleiben. Ich blieb in den zwei Ansiedlungen acht Tage, predigte jeden Tag, und einmal an einem Tage zweimal; konfirmierte einen jungen Ehemann, der zwar Unterricht genossen, aber noch nicht am heiligen Abendmahl teilgenommen hatte, taufte dreizehn Kinder (zehn davon auf einmal, meistens schon ziemlich erwachsene), eine Mutter von zwei Kindern und ein erwachsenes Mädchen von achtzehn Jahren, auf welches die Gnade des Herrn besonders gewirkt zu haben schien. Die Leute waren so erfreut, einmal das Wort und das Brot des Lebens wieder zu empfangen, dass ich dem Herrn nicht genug für seine Liebe danken konnte, mir gleich beim Beginn meiner Amtstätigkeit solche hungrige Herzen zuzuführen.“

Nach dem ihm übertragenen Auftrag ging er nun nach *Decatur* in Adams County, Indiana. Von hier aus wollte er die umwohnenden Deutschen aufsuchen. Im Busch begegnet ihm ein Amerikaner, den er nach Deutschen fragt, und der von ihm erfährt, was er bei denen wolle, wozu er ins Land gekommen usw. Da sagt jener Amerikaner:

---

<sup>2</sup> Luth. Kirchenzeitung. Jahrg. VI, S. 86, Sp. 3.

<sup>3</sup> Er besuchte damals auch Herrn Fr. *Schmidt*, den Herausgeber der „Luth. Kirchenzeitung“. Als dieser im Jahr 1876 von Wynekens Tod erfuhr, schrieb er an einen Freund in B.: „Ich erinnere mich noch, als sei es heute, als ich Wyneken zum erstenmal sah, 1838 oder 1839, da er zuerst als Missionar nach dem Westen ging. Tatkräftig, mutvoll, gottvertrauend legte er die Hand an den Pflug, und der Herr hat seine Arbeit gekrönt. So selbstverleugnend, wie er war, gibt es nicht viele.“

„Wenn du ein rechtschaffener Pastor bist, dann geh dort in das Haus, da liegt ein sehr kranker Mann drin. Bist du aber einer wie die meisten, die von Deutschland kommen, dann geh dort hinüber zum reichen Fuhrmann!“

„Da will ich doch lieber zuerst zu dem Kranken gehen“, entgegnete Wyneken; tat's und trat in *Löfflers* Haus.

Der Mann war sehr krank. Als die Frau vernahm, dass der Fremdling ein Pastor sei, sagte sie zu ihm: „Na, da hätten Sie lieber in Deutschland bleiben sollen!“

Wyneken fragt sie nun, wie ihr Mann sich befinde.

Sie entgegnet: „Ach, der hört und sieht nichts mehr; mit dem können Sie nichts mehr machen.“

Er lässt sich aber dadurch nicht abhalten, mit dem Kranken zu reden. Er setzt sich zu ihm, spricht ihm mehrere Trostsprüche ins Ohr und betet dann auch laut für ihn.

So trat Wyneken als Missionar auf! – Später bekannte der wieder genesene Löffler, dass er jedes Wort verstanden habe und reichlich getröstet worden sei.

In Löfflers Haus fragte Wyneken nach anderen deutschen Ansiedlern. Sie wiesen ihn zum „alten Buuck“ als zu einem solchen, der viel auf die Kirche und die Pastoren halte. – Wyneken machte sich auf den Weg.

Etwa fünfzehn Meilen vom Städtchen entfernt, begegnet ihm im Busch ein kleines Mädchen. Er bleibt stehen und spricht: „Min lütge Deern, künnst du mi wohl seggen, wo Buucks-Vader wohnt?“ – Dem Kinde, das den fremden Mann erst mit einiger Besorgnis betrachtet hat, strahlt auf einmal ein heller Freudenschein aus den Augen. „O ja,“ erwidert es fröhlich, „dat is ja min Vader.“ Das Kind, es war Luise, führt nun den Fremdling in das Haus, und „Buucks-Vader“ heißt den Mann herzlich willkommen, der nicht nur ihm, sondern allen Nachbarn weit und breit Gottes Wort bringen will.

Nie vergaß Wyneken die freundliche Aufnahme, die er bei Buucks gefunden. Hier war fortan seine Heimat, so oft er nach dem „*lieben Adams County*“ hinauskaum.

Dort bestand damals schon eine kleine sogenannte lutherische Gemeinde. Dasselbe war auch in *Fort Wayne* der Fall, das zu jener Zeit nur ein gar kleines Städtchen war. Beide Gemeinden hatte bisher Pastor J. *Huber*, ein Pennsylvanisch-Deutscher, bedient, der aber nicht lange vor Wynekens Ankunft gestorben war. Letzterer begab sich deshalb auch alsbald nach Fort Wayne, besuchte die dortigen Glieder der Gemeinde und wurde von ihnen sofort aufgefordert, bei ihnen zu bleiben.

Am 1. Oktober schrieb Wyneken von Fort Wayne aus an Pastor *Häsbärt*:

„Vor acht Tagen bin ich hier in Fort Wayne angekommen, habe hier und in zwei anderen benachbarten Ansiedlungen bereits fünfmal gepredigt, getauft und Leichenreden gehalten, und nun wollen mich die Leute gerne behalten. - - Ich habe dem Kirchenrat der hiesigen Gemeinde gesagt, sie möchten deshalb an das ausübende Komitee Ihrer Gesellschaft schreiben; ich aber reise morgen weiter und werde in vier Wochen wieder zurück sein, um die Antwort hier anzutreffen. Ich will gerne des Herrn Willen tun, und er mag nun das Herz des Komitees leiten, wie er will. Ich bin mit allem zufrieden, wenn ich nur gewiss weiß, dass, wo ich arbeite, ich nach des Herrn Willen arbeite.“

Am 2. Oktober trat Wyneken seine *erste* größere Missionsreise an. Von Fort Wayne ging er zunächst „in den westlichen Teil des Ohiostaates“; von dort „nordwestlich bis nach Michigan City“; dann kehrte er „wieder zurück in die Gegend von South Bend (nach St. Josephs City und Elkhart), Indiana“; von da machte er „einen Abstecher nach Michigan, von Mottville bis Niles“, nun wandte er sich südlich und kam „bis Crawfordsville, Montgomery County, Indiana“; von da nahm er den Weg „durch Clinton County“ und zog „am Wabash hinauf zurück nach Fort Wayne“, wo er am 16. November wieder eintraf. Er hatte viele kirchlich verlassene Deutsche getroffen, hatte

an mehreren Orten zur Gründung von Gemeinden ermuntert und an anderen, wenn es Gott gefiele, Hilfe zugesagt.

Drei Wochen von dem heiligen Weihnachtsfeste (1838) wollte der in Liebe brennende Missionar schon die *zweite* Missionsreise unternehmen; allein sein und Herrn Rudisills Pferd waren lahm, so dass es nicht geschehen konnte. Am 2. Januar 1839 reiste er indessen fort, um die Gemeinden bei South Bend und Elkhart und in Mottville zu besuchen. Er erzählt von dieser Reise: „Schon am ersten Tage musste ich mein Pferd führen und die ganze übrige Reise zu Fuß machen. Dies Fußreisen auf den glatten Wegen, noch dazu in großer Eile, weil an manchen Orten die Kirche bestellt war, dazu das Predigen, machte mich so krank, dass ich zwei Meilen hinter Elkhart liegen bleiben musste, und ich weder die Gemeinde auf der Harris-Prärie noch die erst zu bildende besuchen konnte. Es tat mir unendlich leid; was sollte ich aber tun, da man mich in Fort Wayne und Benton und an einem anderen Orte unweit Wolf Lake zur bestimmten Zeit zurück erwartete, und ich mich, obgleich ich mich noch nicht ganz wieder besser fühlte, auf den Rückweg begeben musste?“

Nachdem er zurückgekehrt war, schrieb er am 25. Januar an Pastor *Fried. Schmidt*, dem Redakteur der „Luth. Kirchenzeitung“:

„Ich glaube, der einzige Weg, ordentlich in dem Weinberg des Herrn etwas auszurichten, ist eben der, Missionare in kleineren Kreisen anzustellen. Die Generalsynode sollte nur einem einen Aufruf an die lutherischen Gemeinden ergehen lassen. Es ist wahrlich nicht recht, dass zweitausend Kirchen, und wahrscheinlich noch mehr Gemeinden, nicht mehr Missionare unterhalten können. Diese bloßen Streifereien und Plänkeleien auf das Gebiet des Satans helfen, fürchte ich, im Grunde wenig; wir müssen ordentlich fest Fuß fassen und dem Teufel das Land Schritt für Schritt abnehmen und von dem eingenommenen Land Vorposten vorschicken. Fehlt es uns hier an Streitern Christi, so habe ich die gewisse Überzeugung, dass ein ordentlicher Aufruf an die deutschen Brüder in Europa, namentlich an die dortigen Missionsgesellschaften (denn die Konsistorien haben nicht immer die rechte Sorte vorrätig), Streiter genug in unsere Lücken stellen würden. Nun, der Herr helfe; man muss ihm nur die Not auf den Hals schieben im eifrigen Gebet, oder, wie der alte Luther sagt, ihm den Bettelsack vor die Füße werfen, so wird der Kirche schon geholfen werden. Gottlob, dass sie wenigstens erwacht ist und angefangen hat, sich zu regen und sich die Augen zu reiben; sie wird denn auch wohl einmal um sich sehen und schauen, wohin sie im Schlafe geraten ist, sich schämen nach innen und nach außen. Es ist gut, dass der Herr lebt und regiert und nicht schläft noch schlummert, der treue Hirte Israels.“

Welche Erfahrungen Wyneken auf seinen Missionsreisen machte, davon soll er uns mit seinen eigenen Worten ein wenig erzählen. Er berichtet in dem noch immer lesenswerten Büchlein „*Die Not der deutschen Lutheraner in Nordamerika*“ so: „Nachdem ich einst bei fortwährendem Regen und Sturm umhergeritten war, um im weiten Westen eine Ansiedlung, wovon ich gehört, aufzusuchen, begegnete ich endlich gegen Mittag einem Mann mit der Büchse über dem Arm; es war ein Deutscher. Ich gab ihm meinen Beruf als Missionar der Pennsylvanischen Synode zu erkennen, und dass ich bereit sei, in der Nachbarschaft zu predigen. Der Mann freute sich, nach sieben Jahren einen deutsch-lutherischen Prediger zu hören, auch hinsichtlich seiner Kinder war es ihm lieb, die nicht getauft waren. Als ich ihn aber bat, die im Wald umher wohnenden Nachbarn zu verständigen, sie sollten sich in einem Hause versammeln, fand sich's, dass es für den Jäger, der doch eben aus dem Busch kam, im Busch zu nass sei. Als ich in ihn drang, hatte er keine Zeit, obgleich die nächste Hütte kaum eine halbe Stunde vom Weg ablag; er wies mich zu einem Hause am Wege. Die Mutter mit sechs oder sieben Kindern, klein und groß, kam hier vor die Tür; dieselbe Freude,

derselbe Antrag, dieselbe Antwort; ‚aber dort hundert Schritt weiter sei ihr Mann beim Holzhacken.‘ Ich ritt hin, er sah kaum auf von der Arbeit und hatte ebensowenig Zeit, und ich, weil ich nicht einmal jemanden auftreiben konnte, der mich nur erst auf den Weg brachte, musste bei einer Ansiedlung vorüber ziehen, die seit sieben Jahren keine Predigt, keine Sakramente unter sich gehabt! Ein Hamburger, den ich bald darauf vor seinem Hause beschäftigt fand, ging ruhig mit einem ‚So‘ ins Haus, als er hörte, warum ich gekommen sei; er ließ mich im Regen draußen stehen. In einer Stadt am Wabashkanal musste ich am Sonntagnachmittag die Männer selbst aus den Schnapsschenken herausholen, welches mir nur nach langem Hin- und Herreden gelang, obgleich die meisten unter ihnen, solange sie in Amerika gewesen, noch keine deutsche Predigt gehört hatten und kein Englisch verstanden.

Ich habe oft zwölf und mehr Kinder von dem verschiedensten Alter, oft von zehn bis zwölf Jahren, auf einmal taufen müssen. – In einer Ansiedlung, wohin, wie die Welt sagt, ich nur zufällig kam, hatte ich freilich die Freude, eine Mutter von vierzig Jahren, nachdem ihr Manne seine zwei Kinder gebracht hatte, taufen zu dürfen, weil sie flehentlich und unter Tränen darum bat. – Auch ein junges Mädchen von achtzehn Jahren taufte ich in derselben Ansiedlung, die gläubig war an den Herrn, die Wichtigkeit der Taufe aber noch nicht gewusst, auch die Gelegenheit dazu noch nicht gefunden hatte.

In dem Kreis, den ich bediente, hatte ich zwei organisierte Gemeinden, die so ziemlich meine Zeit hinnahmen. Dennoch konnte ich's nicht lassen, auf die vielen Aufforderungen auch anderen Ansiedlungen in den Wochentagen zu predigen. Als Gemeinde konnte ich sie nicht annehmen, teils, weil bei ihnen eine heidnische Unwissenheit herrschte, die erst überwunden werden musste, teils, weil ich die spezielle Seelsorge bei ihnen aus Mangel an Zeit nicht zu übernehmen imstande war. Eine dieser Ansiedlungen bestand aus einem Elternpaar, das zwar konfirmiert war, von denen aber die Frau nur wenig, der Mann gar nicht lesen konnte; ferner aus drei oder vier an Ungetaufte verheiratete Töchter, einem Sohn von zwanzig Jahren, wenigstens zwölf jüngeren Kindern und Großkindern von sechzehn Jahren und drunter. Kein einziges von den Kindern und Großkindern konnte lesen. Obgleich ich wenigstens alle drei Wochen dort predigte, mich auch nach der Predigt mit ihnen von dem Weg der Seligkeit unterhielt, konnte ich dennoch durchaus nicht Zeit finden, sie zu unterrichten, und so musste ich eine ganze deutsche Ansiedlung mit ihren Nachkommen vor meinen Augen in das Heidentum verfallen sehen, ohne helfen zu können. In einer anderen Ansiedlung lebten wenigstens sechzehn pennsylvanisch-deutsche Familien, die zwar noch in Pennsylvanien getauft waren, nun aber mit ihren Kindern und Kindeskindern sichtbar ins Heidentum verfielen aus Mangel an Unterricht. Ebenso noch drei andere Ansiedlungen, wo die Eltern schon zum Teil nicht mehr getauft, andere nicht konfirmiert waren, und obgleich die Eltern mich mit Tränen baten, ich möchte doch kommen, um ihre Kinder, selbst die verheirateten, zum heiligen Abendmahl durch Unterricht vorzubereiten, musste ich es ihnen ebenso mit Tränen abschlagen und konnte ihnen nur versprechen, sie dann und wann zu besuchen, und sie auf das Gebet um Hilfe von Deutschland hinzuweisen.“

So sah es damals um die kirchlichen Zustände der Deutschen im nördlichen Indiana aus – solche Erfahrungen machte Wyneken auf seinen ununterbrochen fortgesetzten Missionsreisen. Er sah auf denselben unsägliche geistliche Not; aber er predigte auch nicht vergebens. Er wurde vielen ein rettender Gottesbote, und noch ein halbes Jahrhundert später gedachten Hunderte von Vätern und Müttern in Allen-, Adams-, Noble-, Kendall-, Whitley- und Marshall-County des unerschrockenen, liebeichen Mannes, der weder schlechtes Wetter noch schlechte Wege scheute, um ihnen die fröhliche Botschaft von Christus verkündigen zu können; - der selbst immer ärmer

wurde, um sie reich zu machen; - der die größten Unbequemlichkeiten und Widerwärtigkeiten erduldet, um sie zum Frieden mit Gott zu bringen.

Das Missionskomitee der Pennsylvania-Synode gewährte ihm zwar seine Bitte, es entließ ihn aus ihrem Dienst und gestattete ihm, die Gemeinden in und bei Fort Wayne als berufener Pastor zu bedienen; aber es forderte von diesen, „sie müssten ihm erlauben, von Zeit zu Zeit die zerstreuten Glieder unserer Kirche in der Umgegend, und wenn sie auch vierzig oder fünfzig Meilen entfernt wohnten, zu besuchen.“ Für Wyneken war eine solche Bedingung nicht nötig; er blieb nach wie vor Missionar; nur war er der Verpflichtung enthoben, *beständig* umherzuziehen.

In Fort Wayne waren weder eine Kirche noch ein Pfarrhaus vorhanden. Der Müller *Rudisill* nahm den Pastor als Gast in sein Haus auf, so oft er herein kam, und räumte ihm ein eigenes Zimmer ein; und das tat der nun längst entschlafene wackere Mann zwei Jahre lang.

Gepredigt wurde damals bald hier, bald dort, je nachdem der eine oder der andere willig war, die Versammlung aufzunehmen. Wyneken gab selbstverständlich auch seinen Konfirmanden Unterricht; aber oft versammelten sich diese um ihn, ohne dass er nur gewusst hätte, wo er ein Plätzchen finden sollte, sich mit ihnen niederzulassen. Sein Kämmerchen bei Rudisills war viel zu klein, auch sonst ungeeignet dazu. Er stand zuweilen mit seinen Kindern im Regen auf der Straße und suchte erst nach einem trockenen Plätzchen. Zuweilen luden ihn auch freundliche Nachbarn unaufgefordert ein, für dieses Mal in ihr Haus zu kommen.

Dagegen räumte Vater *Buuck* dem Missionar nach einiger Zeit ein eignes Haus ein. Ein Pfarrhaus, wie dieses war, gibt es heute nicht mehr! Es ist jetzt längst verschwunden; aber ich habe es noch gesehen; und die Einrichtung, die es damals hatte, hat ihm der glückliche Bewohner wiederholt beschrieben.

Es war ein kleines Blockhaus, vielleicht sechzehn Fuß (ca. 5,60 m) lang und acht oder zehn Fuß (ca. 2,45-3,00 m) breit. Die Ritzen zwischen den Blöcken waren nur mit Moss verstopft, und der Fußboden, aus beschlagenen Baumstämmen bestehend, war rau und uneben. Ein Fenster war nicht vorhanden, weshalb notwendig die Tür offen bleiben musste, wenn der Pastor studieren, lesen oder schreiben wollte.

Und nun die innere Einrichtung! In der einen Ecke stand eine roh gezimmerte Bettstelle mit einem Strohsack und etwas Bettwerk darauf. – Von ähnlicher Beschaffenheit war der einzige Tisch und der einzige Stuhl. Aus zwei Baumstämmen waren sie herausgesägt; der Tisch ein höherer und dickerer, der Stuhl ein kleinerer runder Block ohne jegliche Bearbeitung und Kunst. – An den Luxus eines Spiegels war gar nicht zu denken. Wollte Wyneken sich rasieren, so schaute er die Tür an oder höchstens in eine Schale voll klaren Wassers.

Und in diesem Hause hat der Mann recht glückliche Stunden verlebt! Doch war er nur selten in ihm zu finden; denn sein Beruf nötigte ihn, durch Feld und Wald zu ziehen, um die deutschen Ansiedlungen aufzusuchen und den zerstreuten Kindern seines Volks das Evangelium zu bringen. Das war damals eine äußerst schwierige und anstrengende Aufgabe, denn von guten Wegen war noch kaum der Anfang vorhanden; die Ansiedler hatten bis daher nur eine Sorge gehabt: das unentbehrliche Brot zu beschaffen.

Oft reiste er bei Nacht, verlor die Wege und musste sich nun seinem Pferd überlassen, um wieder zu Menschen zu kommen. Es kam auch vor, dass er im Wald übernachten musste. Das war ihm damals keine Beschwerde; er litt es gern, weil sein Missionsberuf es so mit sich brachte.

Als er einst auf einer Missionsreise war, verirrte er sich im Wald. Es wurde Nacht; er konnte nichts mehr erkennen und musste sich ganz seinem Pferd überlassen. Plötzlich bleibt dieses stehen. Er treibt es an; aber das sonst so folgsame Pferd tut keinen Schritt

vorwärts. Er ist überzeugt, dass das Tier ein Hindernis gefunden habe, das es nicht möglich macht, den Weg fortzusetzen. Welcher Art es aber sei, konnte er nicht erkennen. In der Hoffnung, dass in der Nähe doch Leute wohnen könnten, begann er, laut zu rufen. Nach einigen Minuten hört er in ziemlicher Nähe eine Tür öffnen und ein Licht erscheint ihm gegenüber. Jetzt sieht er, dass er am Ufer eines Mühlteiches steht; noch ein Schritt des Pferdes hätte ihn in die Fluten gestürzt! Der Träger des Lichts ruft, was man begehre; und als ihm Wyneken seine Lage begreiflich macht, bindet der Mann einen Kahn los, rudert herüber und nimmt den Verirrten auf, während das Pferd nebenher schwimmen muss. Die Nacht über bleibt er in der Mühle sitzen; am andern Morgen zeigt ihm der Müller den Weg.

Einmal war er zu Fuß ausgegangen. Es wurde dunkel; aber er meinte noch immer, die rechte Richtung zu haben. Plötzlich steht er an einer überschwemmten Ebene; doch im Wasser liegen Blöcke, und er, der Richtung sicher, hofft, sein Ziel erreichen zu können, wenn er von Block zu Block springt. Er versucht's; es gelingt eine Weile; aber er überzeugt sich bald, dass die Baumstämme nicht auf dem Boden liegen, sondern schwimmen. Zurück will er aber nicht, obwohl es immer völliger Nacht geworden ist. Jetzt sieht er einen recht dicken Stamm in der Nähe und jenseits desselben andere, die ihn wieder auf das Trockene führen werden. Er wagt den Sprung, und richtig, er steht auf dem großen Block; aber der Stoß hat diesen in Bewegung gesetzt. Und als Wyneken sich umsieht, ist kein anderer Stamm mehr zu erreichen. Er muss sich entschließen, auszuharren, bis sich Rettung bietet. Um nicht herabzustürzen, legt er sich mit dem Bauch auf den Baum und lässt Arme und Beine seitwärts hinabhängen. Sehr ermüdet, schläft er bald ein und erst der beginnende Tag weckt ihn wieder. Jetzt gelingt es ihm, dem Sumpf zu entfliehen und sein Reiseziel zu erreichen.

Sahen ihn die Ansiedler, die ihn bereits kennen gelernt hatten, von ferne kommen, so begrüßten sie ihn freudig, versammelten sich bald um ihn und hörten begierig auf seine fassliche, innige, lebhaftige Predigt. Erlaubte es seine Zeit, so wurden auch einige Stunden der Unterhaltung gewidmet, womöglich im plattdeutschen Dialekt. Er verstand es meisterlich, mit Alten und Jungen, mit Männern und Frauen von Kühen und Schweinen, von Welschkorn und Kartoffeln zu reden und doch immer die Rede mit Salz zu würzen. Er verkehrte mit den Leuten aufs einfältigste und jovialste, blieb dabei aber immer der Pastor.

Auch die Kinder hatten ihn gern, weil er kindlich mit ihnen verkehrte. Einst predigte er im Hause des alten *Füllung*. Er stand vor dem Tisch, der als Altar dienen musste, kehrte diesem den Rücken zu und verkündigte den Füllings-Leuten und ihren Nachbarn eifrig die Gnade Gottes. Von ihm unbemerkt steigt ein kleines Mädchen auf den Stuhl, vom Stuhl auf den Tisch, und auf einmal umschlingt es mit seinen Ärmchen den Hals des Predigers und schmiegt sich an ihn. Die Eltern hatten wohl bemerkt, dass das Kind auf den Tisch gestiegen war, aber sie hatten seine Absicht nicht geahnt und hatten nicht stören wollen. –

Für den gottesdienstlichen Gebrauch suchte Wyneken einen anständigen schwarzen Anzug zu bewahren, der aber meistens mancherlei Spuren von zunehmendem Alter oder von dem Leben im Busch zeigte. Auf seinen Reisen trug er, was er gerade sein nennen konnte, einerlei, welche Farbe es haben, welcher Mode es entstammen mochte. Bei Regenwetter kam er wohl folgendermaßen angezogen: den Oberkörper deckte ein großer Mantel von grünem Tuch oder Flaus, und die Beine steckten in gelben Hosen.

Zu diesen gelben Hosen war er auf folgende Weise gekommen. In dem benachbarten Städtchen *Decatur* kehrte er, um verschiedenes einzukaufen, in dem Laden eines katholischen Mannes ein, der ein Säufer war. Der ist gerade dabei, einem anderen ein Stück starkes gelbes Zeug, sogenanntes „englisches Leder“, zuzumessen. Wyneken,

dessen Hosen zu jener Zeit sehr jämmerlich aussahen, schaute zu, und vielleicht verrieten seine Augen den Gedanken: Eine Hose von solchem Stoff würde auch mir gut tun. „Willst du auch ein Stück haben?“ fragt auf einmal der Kaufmann. Wyneken sagt: „Nein, ich habe kein Geld!“ „Nun, wenn ich dir eine Hose schenkte?“ „Ich will von Ihnen nichts geschenkt haben!“ „So? Warum denn nicht?“ „Weil mir dann der Mund gestopft wäre und ich ihr Saufen nicht mehr strafen könnte!“ „So? Haha! Ist's das? Nun, hier ist das Zeug; und nun strafe, was du Lust hast!“

Wyneken nahm die Gabe als eine Wohltat von Gott an, dem er seine Armut schon geklagt hatte. Er brachte das Zeug heim und ließ sich eine Hose daraus machen. Als aber seine Vorsteher das neue Kleidungsstück sahen, fragten sie erstaunt: „In aller Welt, wo hat denn use Pastor de gäle Böxen her?“ Sie hatten's bald heraus, wollten aber nicht, dass jener katholische Säufer sich rühmen sollte, *ihren* Pastor beschenkt zu haben. Sie luden gemeinschaftlich einen Wagen voll Welschkorn; einer fuhr vor jenes Mannes Haus und lud es dort ab. Nun war das Verwundern bei dem. „Was machst du?“ fragte er erstaunt. „Ich habe dein Korn nicht gekauft!“ Jener aber sagte: „Da hast du dein Geld für unsern Pastor seine Böxe! Du – Kerl, sollst nicht sagen, dass du uns unsern Pastor erhalten müsstest!“ –

Mit herzlicher Freude dachte Wyneken später an diese Zeiten und nannte sie die „*schönsten seines Lebens*“. Er war damals arm, sehr arm, denn alle Unterstützung, die er erhielt, gab er schnell wieder an noch Ärmere; aber er war zufrieden und heiteren Sinnes. Er aß, was ihm Gott durch die armen Ansiedler bescherte; er schlief, wo man ihn bettete, - auf Heu und Stroh ebenso süß wie in einem Bett, das ihm je zuweilen und nicht selten unter den sonderbarsten Umständen angeboten wurde.

Wenn er dann müde und matt, vom Regen durchnässt, oder ganz durchfrozen nach Hause kam, besorgte er vor allen Dingen immer zuerst sein Pferd, begab sich dann in sein Stübchen, aß und trank, was er vorfand, gewöhnlich nur Brot und kalten, schwarzen Kaffee, und war dabei so zufrieden und in seinem Gott vergnügt, dass er sich gar nichts anderes und Besseres wünschte.

Im Sommer 1839 sandte die Pennsylvania-Synode wieder einen Missionar nach Indiana. Es war das Herr *Johann Joseph Nülzen*. Er traf am 2. August in Fort Wayne mit Wyneken zusammen und hielt sich kurze Zeit bei ihm auf. Sehr wichtig ist für uns, was er über ihn nach Baltimore berichtete. Am 16. August schrieb er an Pastor *Häsbärt* unter anderem folgendes: „Ich begrüßte Bruder Wyneken schon nach einigen Stunden, als er von seiner Wohnung, die etwa eine Meile östlich von der Stadt bei einem Müller, Herrn Rudisill, ist, zum Unterricht der Kinder in die Stadt ritt. Ich begleitete ihn in eine seiner Gemeinden in Adams County, wo er gleichfalls drei Tage Schulunterricht erteilt, und wo er vormittags, ich nachmittags predigte. Die Leute scheinen mit viel Liebe an ihm zu hängen, und der Herr hat ihn überhaupt zum Segenswerkzeug schon an manchen Herzen gebraucht. Wir kehrten auf dem Wege in ein Haus ein, wohin alsbald die Nachbarn, aus zwei anderen Familien bestehend, kamen. Das war ein Kreis von etwa acht Seelen, die mehr oder minder durch sein Wirken zum Herrn bekehrt sind. Er geht überhaupt sehr einfach und kindlich mit den Leuten um. Auch hat er vor, eine Kirchenzucht einzuführen, um wenigstens äußere Zucht herbeizuschaffen und das raue Betragen vieler Deutscher zu ändern, die seiner Gemeinde sich anschließen wollen. Er ist ganz dafür, dass deutsche Schullehrer hierher kommen, und ich denke auch, dass hier, wo mehrere Ansiedlungen sind, die fast nur aus eingewanderten Deutschen bestehen, einige plaziert werden könnten, und wenn sie beides, in englischer und deutscher Sprache unterrichten könnten, auch in gemischten. Außerdem wünscht er, bald nach Deutschland zurückreisen zu können, um noch mehr Kandidaten herüber zu holen, von denen freilich hier, in den von ihm bereisten Orten, etwa sechs beschäftigt werden könnten, wenn sie so genügsam wie

er eben mit Kleidung und Nahrung zufrieden wären. Bruder Wyneken weiß aber auch nicht einmal, ob er *das* hat; er ist in dieser Hinsicht so unbekümmert, dass er nichts Bestimmtes hat, sondern zufrieden ist, wenn er etwas bekommt, auch wenn er nichts bekommt. Er hat mich in diesem seinem Glaubensleben recht beschämt.“

Und nun mag hier auch ein Wort Platz finden, welches Pastor *Häsbärt* am 26. August 1839 an Pastor *Fr. Schmidt* in Pittsburg schrieb. Es ist das folgende: „*Wyneken ist ein Glaubensheld, wie man sie nur in alten, längst verflossenen Zeiten zu suchen gewohnt ist. O, wie beschämend ist sein Beispiel für so viele unter uns, die in aller Ruhe und Gemächlichkeit, in Hülle und Fülle dasitzen und dem Herrn auch nicht das geringste Opfer in seinen armen Brüdern darbringen mögen!*“ (Luth. Kirchengz. II, 12)

Am 10. September 1839 konnte Wyneken selbst an Pastor *Schmidt* schreiben: „Hier in Fort Wayne hat der Herr uns so viel Gnade gegeben, dass wir eine kleine Kirche, ein Framegebäude, so weit aufgebaut haben, um Gottesdienst darin zu halten; auch ist ein Bauplatz für ein Pfarrhaus angekauft.“

Dieses Pfarrhaus wurde erst viel später erbaut und bestand aus einem kleinen Zimmerchen, welches Dr. Sihler später als Küche benutzte.

Und nun hielt Wyneken auch, wenn er daheim war, sonntagnachmittags Christenlehre; denn er erkannte sehr lebendig, dass man sich namentlich der Jugend annehmen müsse, wenn bessere kirchliche Zustände geschaffen werden sollten.

Einst begannen die jungen Burschen im Besuch der Christenlehre saumselig und nachlässig zu werden. Er ermahnte öffentlich, er tat es privat; aber es half nichts. Er erkundigte sich, wo sie ihre Zusammenkunft hätten und was sie da trieben. Leider musste er hören, dass sie Karten spielten und unnütze Geschwätze führten. Am nächsten Sonntag ließ er, als die Christenlehre beginnen sollte, die Gemeinde ein wenig warten und begab sich in jenes Haus, wo seine jungen Pfarrkinder versammelt waren. Plötzlich und unerwartet stand er unter ihnen, hielt ihnen eine ernstliche Strafpredigt, ermahnte sie dann freundlich und führte sie mit sich zur Kirche.

Auch in anderer Weise trat er entschieden gegen die Sünde und das weltliche Wesen auf. Das Tanzen hasste er von Herzen, weil es aus dem Fleisch kommt und zu mancherlei Sünden Gelegenheit bietet. Hörte er, dass die jungen Leute zum Tanzen gewesen waren, so betrübte ihn das sehr und er ruhte nicht, bis ihm die Betreffenden versprochen hatten, sich künftig nicht dabei zu beteiligen. Dagegen war er einer erlaubten und anständigen Fröhlichkeit keineswegs abhold; ja, er sah es gern, wenn es in seiner Gegenwart heiter und munter zuging.

Einmal ließ er in Fort Wayne einen Mann ins Loch stecken, weil derselbe seine Frau misshandelt hatte; und er duldete es nicht, dass derselbe befreit würde, bis er mit Tränen Besserung gelobte.

Die Irrenden und Verkehrten konnte er recht eindringlich ermahnen, den Weg der Sünde zu verlassen und sich in die Arme Jesu Christi zu werfen. Er pflegte wohl dabei die Hand dessen zu ergreifen, zu dem er sprach; oder er fasste ihm beim Rock- oder Westenknopf, als wollte er seine Flucht verhindern; oder steckte gar seinen Finger in ein Knopfloch und hielt so den Angeredeten fest. Dabei sprach er herzlich, eindringlich, schaute mit seinen freundlichen Augen warm und innig in die Augen dessen, den er gewinnen wollte, und drang dabei auf schnelle Entscheidung. – Er war überall ein ebenso eifriger wie liebevoller und freundlicher Seelsorger.

Zuweilen trat er jedoch in einer Weise auf, dass es schien, als wäre er hart und lieblos; aber der Erfolg rechtfertigte meistens sein Verfahren, das er nur eingeschlagen hatte, um den Betreffenden zur Besinnung zu bringen, - einen kräftigen Eindruck auf sein Gemüt zu machen.

So kam in Fort Wayne einmal ein Mann zu ihm und meldete sich zum heiligen Abendmahl an. Wyneken schaute ihn einige Sekunden scharf an und sagte dann kurz:

„Sie können nicht zum heiligen Abendmahl gehen!“ „Weshalb nicht?“ fragte jener. „Weil Sie ein Säufer sind!“ antwortete Wyneken ebenso kurz und bestimmt. „Was? Ich ein Säufer?“ spricht der Mann nun beleidigt. „Woher wissen Sie das? Wer hat Ihnen das gesagt? Dem schändlichen Lügner soll's schlecht gehen! Ich will wissen, wer Ihnen das gesagt hat!“ „Nun“, sagt Wyneken in aller Ruhe, „das hat mir ein Mann gesagt, der's am besten weiß, und dem Sie nicht widersprechen werden!“ – „So, wer ist es denn?“ „Kommen Sie her; Sie sollen ihn sehen!“ entgegnete Wyneken, steht auf, ergreift des Mannes Hand und führt ihn vor – den Spiegel. Dann spricht er in seinem warmen Ernst: „Nun sehen Sie mal hin! Dieser Mann da mit dem aufgedunsenen Schnaps Gesicht, mit der roten Nase, mit den tiefenden Augen und zitternden Händen, der hat mir's gesagt! Nun sehen Sie dem Mann mal fest in die Augen und sagen Sie ‚Nein‘, wenn Sie können!“ –

Dann aber setzt er mit bewegtem Herzen hinzu: „Sehen Sie, lieber Mann, Sie sind ein Geschöpf Gottes; er hat Sie nach seinem Ebenbilde erschaffen; durch das teure Blut des Sohnes Gottes sind Sie erlöst; und Sie – den Gott so geehrt und wert geachtet – Sie werfen sich wie eine Sau in den Kot der Sünde und wälzen sich drin 'rum!“

Der Mann wird bleich, zittert und bebt, bekennt seine Sünden und fragt erschrocken, ob für ihn noch Hilfe vorhanden, Vergebung zu hoffen sei. „Ja!“ sagt Wyneken jetzt; „setzen Sie sich; auch Ihnen kann noch geholfen werden.“ Er predigt ihm die Gnade Gottes in Christus und zeigt ihm, wie er sich dieselbe aneignen müsse. Als der Mann endlich aufsteht und nach Hause will, ruft Wyneken ihm nach: „Bald hätt' ich's vergessen; Sie können zum Abendmahl gehen!“ –

Zu einer anderen Zeit hatte Wyneken einen Menschen, der sich unflätig betragen, einen „Schweinigel“ genannt. Das wurmte den Mann, und er drohte öffentlich, er wollte den Pastor dafür verprügeln. Einige Tage später begegneten sich beide auf der Straße. „Sieh“, sagte Wyneken, „das ist ja gut, dass ich Sie treffe; Sie wollen mich ja durchprügeln, dazu wäre nun Gelegenheit!“ – „Ja, das will ich“, entgegnete jener halb verlegen, halb zornig; „Sie haben mich einen Schweinigel genannt!“ „Ganz recht, und das sind Sie ja auch!“ – „Was? Kein Mensch kann das von mir sagen!“ entgegnet zornig der Mann. Indessen haben sich etliche zwanzig Zuhörer um die beiden gesammelt, um zu sehen, wo das hinaus will. „Das wollen wir einmal sehen“, sagt Wyneken auf jene allzu dreiste Rechtfertigung. Er wendet sich an die Umstehenden und spricht: „Leute, ihr alle kennt diesen Mann schon lange Zeit. Was sagt ihr? Wer der Meinung ist, dass er ein Schweinigel sei, der sage ‚Ja‘!“ – „Ja, ja!“ ruft die ganze Versammlung. Und der Mann? Er ging still von dannen. Wyneken aber eilte hinter ihm drein, redete freundlich und ermunternd mit ihm und hatte bald die Freude, ihn als einen gebesserten Menschen rühmen zu können.

Wyneken besaß eine große Geistesgegenwart und einen erstaunlichen, stets fertigen Witz, so dass er leicht das rechte Wort fand, fast nie in Verlegenheit kam und auch dem Spötter das Maul stopfen konnte. Davon hier nur einige Beispiele.

Einmal war er auf seinen Reisen in einem Gasthause eingekehrt, wie sie damals existierten, saß ruhig am Tisch und verzehrte sein einfaches Mahl. Da trat ein junger Laffe herein, erblickte den Prediger und fragte ihn mit unverschämtem Ton: „Na, Sie sind gewiss ein Pfaffe?“ – „Ja“, erwiderte Wyneken schnell besonnen, „und dem Umstand allein haben Sie es zu danken, dass ich Sie nicht zur Tür hinaus werfe!“

Eine ähnliche Anekdote mag auch gleich hier Platz finden, obwohl sich die Szene viel später ereignet hat. Als Wyneken einst nach längerer Abwesenheit wieder nach Fort Wayne gekommen und in Meyers Apotheke eingetreten war, traf er dort einen alten Bekannten. „Hallo, Mr. Wyneken“, sagte dieser, „how do you do? Bist du immer noch der alte Pietiste?“ „Ja“, erwiderte Wyneken; „bist du denn immer noch der alte Geizhals?“ Der hatte genug und ging. –

Als er ein andermal in derselben Apotheke war und eben im Begriff stand, sie zu verlassen, trat ein Mann zu ihm, der je zuweilen seine Predigt hörte, und sagte mit wichtiger Miene: „Sagen Sie einmal, Herr Pastor, glauben Sie das wirklich, was Sie predigen? *Ich* glaube es nicht!“ – „Dabei bleiben Sie nur!“ entgegnete Wyneken sofort. „Und wenn der Teufel Sie schon am Kragen hat und in die Hölle zieht, so schreien Sie nur fort und fort: Ich glaub’s nicht, ich glaub’s doch nicht!“ Damit schwang er sich auf sein Pferd und ritt davon. Auch der Klügling ging; aber schon nach einigen Tagen kehrte er in die Apotheke zurück, fragte nach Wyneken und sagte: „Der Mann hat mich unruhig gemacht; ich muss ihn sprechen.“ Es geschah auch und – er wurde gläubig. -

So arbeitete der teure Wyneken in Fort Wayne und in der Umgebung. – Zu derselben Zeit aber stand er mit den christlichen Freunden in der Heimat in stetem Briefwechsel, dessen Hauptzweck war, noch mehr Arbeiter für den Weinberg seines Herrn zu bekommen. Auf diese Weise gelang es ihm, in Bremen Herrn *F.W. Husmann* zu gewinnen, der im Mai 1840 nach Fort Wayne kam und Pastor in Marion Township wurde. Wynekens Briefe hatten ihn überzeugt, dass er in Amerika nötiger sei als in Bremen. – Vornehmlich auch durch Wynekens Einfluss bildete sich zu derselben Zeit ein Verein in Bremen, der sich die Aufgabe stellte, Kirchendiener für Amerika zu gewinnen und hinüber zu senden.

Längst hatte Wyneken gewünscht, nach Deutschland hinüber reisen zu können, um Hilfe für seine deutschen Brüder zu holen. Seine Briefe, die er hinüber gesandt, waren nicht recht verstanden worden und hatten nicht den beabsichtigten Erfolg gehabt. Selbst wollte er hin, um durch das mündliche, überzeugende Wort Herzen und Hände in Bewegung zu bringen.

Am 4. März 1841 schrieb Pastor *Schmidt* in seiner Kirchenzeitung (III, 87): „Bruder Wyneken gedenkt, wie wir aus sicherer Quelle vernehmen, nächstes Frühjahr nach Deutschland zu reisen, um Anstalten zu treffen, aus verschiedenen Missionsschulen Missionare für den Westen zu erhalten.“

Doch ganz unerwartet schrieb Wyneken am 20. April, *dass er nicht nach Deutschland gehen werde* (Kirchenz. III, 124). Er konnte ja nicht fort, ohne seine Gemeinden vorher mit einem Vikar versorgt zu haben.

Ganz unvermutet aber erhielt Wyneken dennoch Hilfe, so dass er seine Reise antreten konnte, die auch für ihn selbst notwendig geworden war, indem eine schmerzhaft Halskrankheit ihm fast alles Predigen unmöglich machte.

Schon im Mai traf ein von *Goßner* gesandter Missionar, *Knape*, bei ihm ein, dem er eine seiner Gemeinden übergeben konnte; und im Juni landeten in Baltimore noch drei andere Missionare, *C.F.W. Drude*, *G. Bartels* und *G. Jensen*, von denen der letztere nach Fort Wayne kam. Er war vom Stader Verein herübergesandt; vertrauensvoll übergab ihm Wyneken seine Gemeinde in Fort Wayne für die Zeit seiner Abwesenheit (Kirchenz. IV, 87).

Nun machte sich dieser, von seiner jungen Frau begleitet, auf die Reise. Im Oktober 1841 schiffte er sich in Philadelphia ein, wo Pastor *Demme*, damals Sekretär der Synode von Pennsylvanien, ihn noch mit Empfehlungsschreiben an verschiedene Missionsvereine in Deutschland versehen hatte.

In der Heimat angekommen, suchte er freilich zunächst ärztliche Hilfe gegen das Leiden, das seine gesegnete Wirksamkeit unterbrochen hatte; aber bald begann er auch für die Brüder in Amerika zu wirken und damit eine Tätigkeit zu entfalten, die mit großem Erfolg gekrönt werden sollte.

Zunächst schrieb er nämlich an viele einflussreiche Personen, schilderte ihnen die kirchliche Not in Amerika und bat dringend, auf Mittel und Wege zu sinnen, derselben

abzuhelfen. Er beehrte vornehmlich Männer, die bereit wären, um Christi willen die mühsame Missionsarbeit in Amerika zu übernehmen.

Sodann suchte er dasselbe Ziel auch durch mündliche Vorträge, Darstellungen und Bitten zu erreichen. Nicht nur in seiner Heimat und in den benachbarten Provinzen suchte er das Interesse für die Kirche Amerikas zu wecken; nein, er unternahm auch mehrere weite Reisen, um sich teils mit einflussreichen Männern über die Abhilfe der geistlichen Not zu besprechen, teils ganzen Vereinen und Gesellschaften die Sache ans Herz zu legen.

So eilte er zu *Löhe* nach Neuendettelsau in Bayern, dessen Wort damals im Kreise der Gläubigen bereits eine gewisse Bedeutung erlangt hatte; und es gelang ihm auch, diesen Mann völlig für seine Absichten zu gewinnen. Derselbe versprach Hilfe in jeder möglichen Weise, mit Rat und Tat, mit Geld und Leuten.

In *Nürnberg* war Wyneken der Gast des Fabrikanten *Volk*, durch den er auch mit dem Kaufmann *Fabricius*, in dessen Hause damals die Missionsstunden gehalten wurden, bekannt wurde. Von da ging er nach *Fürth* und hielt in der Schule einen Vortrag über die kirchlichen Zustände Amerikas. Pastor *F. Lochner*, der damals ein junger Mann, Augen- und Ohrenzeuge war, beschreibt Wynekens Auftreten folgendermaßen:

„Ich eilte mit dem noch abends abgehenden Eisenbahnzug nach *Fürth*. Bei meiner Ankunft war das Schullokal schon gedrückt voll. Um acht Uhr erschien Wyneken in Begleitung der *Fürther* Pastoren. Nachdem der damalige Pfarrer, jetzige Konsistorialrat *Krauβold* einige Verse zum Singen vorgesprochen hatte, begann Wyneken. Seinen lebendigen Schilderungen der amerikanischen kirchlichen Zustände, den miteinfließenden anschaulichen Darstellungen seiner Missionswirksamkeit, den originellen Bemerkungen, die teils die Anwendung und Erläuterung eines Bibelwortes betrafen, teils den Unterschied in der Lehre und Praxis zwischen der rechtgläubigen Kirche und den Schwärmern zeichneten, folgten alle mit größter Spannung. Besonders verweilte er bei dem Treiben der Methodisten. Den Glanzpunkt seiner Schilderung bildete die Beschreibung einer Lagerversammlung. Bei dem bekannten Moment angelangt, wo die Einzelnen aufgefordert werden, an die Bußbank heran zu kommen, trat Wyneken auf einmal an die ihm zunächst und sehr nahe Sitzenden heran, ergriff einige derselben bei der Hand und fragte sie: ‚Willst du dich nicht auch bekehren?‘ Noch sehe ich, wie manche den Redner erschrocken anblickten, einige sogar scheu zurück wichen, als fürchteten sie, es sollte allen Ernstes eine methodistische Bekehrung stattfinden! – Am Schluss seiner Rede, in der er um Hilfe für die verlassenen Glaubensgenossen flehte, ging er auch den damals so zahlreichen Kandidaten Deutschlands zu Leibe, welche acht bis zehn Jahre auf Anstellung warteten, während überm Meer drüben die Hungernden in der Wüste verschmachteten. – Es war nachts elf Uhr geworden, als die Missionsstunde schloss; man wusste nicht, wo die Zeit hingekommen war.“ –

In Erlangen gewann er Professor *Karl von Raumer*, der gleichfalls zusagte, der Kirche Amerikas Herz, Mund und Hand zuzuwenden. Mit wahrer Begeisterung erzählte er später von der freundlichen und herzlichen Aufnahme, die er bei diesem erfahren, und von dem wahrhaft christlichen Geiste, den er in dessen Familie gefunden.

Im April 1842 war Wyneken in Dresden, wo es ihm gelang, einen „*Verein zur kirchlichen Unterstützung der Deutschen in Nordamerika*“ ins Leben zu rufen, der es sich zur Aufgabe machte, teils durch Zusendung von zum Schul- und Kirchendienst geeigneten Personen, teils durch Bücher und Geldbeiträge der Not in Amerika abzuwenden. Später, zum Missionsfest, ging Wyneken noch einmal nach Dresden und hielt vor einer großen Versammlung eine feurige und ergreifende Ansprache.

Das ev.-luth. Missionskomitee gestattete es, im Missonshause auch junge Leute für Amerika auszubilden, und Herr *Wilhelm Hattstätt* war der erste Seminarist, der zu diesem Zweck in die Anstalt eintrat.

Auch in Leipzig trat Wyneken für sein lieben Missionsfeld auf; und hier bildete sich gleichfalls ein Verein zur Abhilfe der Not, der mit dem Dresdener in Verbindung trat.

Unter *Löhes* und *Raumers* Mitwirkung hatte Wyneken ein kleines Büchlein geschrieben, das nun unter dem Titel gedruckt erschien: „*Die Not der deutschen Lutheraner in Nordamerika*. Ihren Glaubensgenossen in der Heimat ans Herz gelegt von Fr. Wyneken.“ Er schildert in demselben ein Fünffaches, nämlich: 1. wie sie (die deutschen Lutheraner) größtenteils die Wohltaten der Kirche ganz entbehren; 2. welche gefährlichen Feinde sie haben an den vielen Sekten und an der römischen Kirche; 3. an welchen Mängeln die amerikanische Kirche in ihrem Innern leide; 4. wie gefahrdrohend diese Zustände für die Zukunft seien, und 5. was geschehen müsse und wie geholfen werden solle. (Siehe „Lutheraner“ I, S. 31)

Das Büchlein, anschaulich und in Wynekens lebendiger Sprache abgefasst, erregte in den kirchlichen Kreisen Deutschlands großes Aufsehen und verschaffte seiner Sache viele und angesehene Freunde.

Löhe begann sofort, geeignete junge Männer zuzurüsten, um sie als Missionare nach Amerika senden zu können; und noch im Jahr 1842 kamen *A. Ernst* und *J. Burger* herüber, an der Missionsarbeit teilzunehmen.

Jener Notschrei Wynekens war auch *Dr. Sihler* zu Ohren gekommen und zu Herzen gegangen, und er entschloss sich bald, nach Amerika zu gehen, um der dortigen Kirche seine Kräfte zu widmen. Er kam 1843 und mit ihm *P. Baumgart*, der zunächst (1845) Lehrer in Baltimore, später Pastor in Ohio wurde. (Vergl. „Lutheraner“ I, S. 31) Und noch ein anderer teurer Mann schloss sich Wyneken an und kam 1843 mit ihm herüber. Das war Herr *A. Biewend*, der freilich wohl nicht geeignet war, in der Weise seines Freundes zu missionieren, der aber bei einer liebenswürdigen Zartheit und Bescheidenheit ein eminentes Wissen besaß und dadurch der Kirche Dienste erweisen konnte, die ihr, sobald sie sich zu ordnen begann, vom größten Werte sein mussten. Er wurde zunächst Pastor zu Washington im District of Columbia.

Gleich hier wollen wir noch erwähnen, dass *Löhe* 1845 „im Namen und Auftrag gleichgesinnter Brüder in verschiedenen Gauen Deutschlands“ einen „*Zuruf aus der Heimat an die deutsch-luth. Kirche Nordamerikas*“ drucken ließ und herübersandte. Er trägt außer der seinigen etwa noch 950 Unterschriften, Namen von Männern aus allen Ständen und allen Berufsarten: Gewiss ein sicherer Beweis, dass Wynekens Wort nicht vergeblich erschollen war.

Es ist unmöglich, mit kurzen Worten zu sagen, wie überaus segensreich Wynekens Aufenthalt in Deutschland für die amerikanische Kirche gewesen ist. Es sei nur daran erinnert und damit einer späteren Zeit überlassen, es gebührender zu schildern.

Doch den größten und herrlichsten Nutzen dieses Aufenthalts in Deutschland haben wir noch gar nicht erwähnt.

Wie bereits mitgeteilt, kam Wyneken im Sommer 1843 wieder nach Amerika. Er landete in New York, reiste aber von da nach Baltimore, wo er, wie auch sein Gefährte *Biewend*, abermals in *Häsbärts* Kirche die Kanzel betrat. Seine Predigt hat damals auf viele Zuhörer einen unvergesslichen Eindruck gemacht; es war ihnen, als predigte er jetzt noch viel feuriger, ernster und klarer, entschiedener lutherisch, als er es früher getan.

Und in der Tat, Wyneken hatte sich während seines Aufenthaltes in Deutschland *zu Besseren entwickelt*. Er war noch derselbe offene Charakter wie früher; er hatte noch dieselbe Liebe zu seinem Heilande und zu seinen Brüdern; aber es war ihm drüben

manches klar geworden, was er früher nicht so erkannt hatte; er hatte an Erkenntnis der lutherischen Lehre zugenommen, - er war viel mehr kirchlich gesinnt als zuvor.

Der lebendige Verkehr mit Männern wie Löhe, Raumer, Graul, Trautmann und andern, der völliger Einblick in den Kampf der Lutheraner gegen die Union, die Mitteilungen über Stephans Auswanderung und über das Ergehen der von ihm Betroffenen im weiten Westen Amerikas und anderes mehr hatten ihm die geistlichen Augen völliger geöffnet, das kirchliche Gewissen geschärft und den heiligen Mut gemehrt, gegen alle Feinde der lutherischen Kirche zu kämpfen und an seinem Teile dieser zum Siege zu verhelfen. Dass nur die lutherische Kirche die volle Wahrheit besitze, dass sie die in Wahrheit zur apostolischen Lehre zurückgekehrte Kirche sei, das war ihm klarer und lebendiger geworden; deshalb wollte er nun auch noch entschiedener als bisher seinem Heilande zur Ehre und seinen Miterlösten zum ewigen Gewinn der lutherischen Lehre Geltung verschaffen und ihre bewährten kirchlichen Ordnungen erhalten oder wieder aufrichten.

Was er einmal als Wahrheit erkannt hatte, was seine Seele durchdrang, das sprach er denn auch frei und offen aus, - das machte sich in all seinen Handlungen geltend.

Er tat es zunächst innerhalb seiner Gemeinden. Diese hatten während seiner Abwesenheit in Gefahr gestanden, auf ganz verkehrte Wege geführt zu werden; und nur der Wachsamkeit und treuen Arbeit des Pastors *F.W. Husmann* hatte er es nächst Gott zu danken, dass sie noch als „lutherische“ Gemeinden bestanden<sup>4</sup>. Mit gewohnter Hingabe und neuem großen Eifer nahm Wyneken seine Arbeit an denselben wieder auf; aber noch mehr als früher wirkte er dahin, ihnen einen wahrhaft lutherischen Charakter zu geben. Hatten schon zuvor die, welche zur Gemeinde gehören wollten, das Augsburgische Bekenntnis unterschreiben müssen, so drang er jetzt noch viel mehr auf Erkenntnis der Unterscheidungslehren, - strafte noch ausdrücklicher die Irrtümer der Reformierten und anderer Schwärmer, - ließ es sich noch ernstlicher angelegen sein, die Gnade Gottes in Christus, die Rechtfertigung ohne alles Zutun des Sünders, die Dankbarkeit der Gerechtfertigten in guten Werken nach apostolischer und lutherischer Weise zu predigen.

Das gefiel freilich manchem nicht, und auch Wyneken musste es erleben, dass dieser und jener rückwärts ging, der einst fein gelaufen war.

Wyneken gehörte, solange er in Indiana wohnte, zu der alten „*Synode des Westens*“, welche aus sogenannten lutherischen Predigern in Indiana, Illinois, Tennessee und Kentucky bestand. Er war schon vor seiner Reise nach Deutschland bei seinen Synodalbrüdern als „Altlutheraner“ verschrien, dessen Streben dahin gehe, die Leute wieder katholisch zu machen.

Bald nach seiner Rückkehr hielt die Synode ihre Sitzungen in einem Dorfe Kentuckys. Auch Wyneken war anwesend samt Herrn *Rudisill*, dem Deputierten seiner Gemeinde. Ersterer fand Gelegenheit, sich öffentlich gegen jene Verleumdung zu verteidigen; letzterer jedoch war mit Verdacht erfüllt, als ob es doch wohl mit Wyneken nicht so ganz richtig sei.

Wyneken lud die Synode ein, ihre nächstjährigen Sitzungen in Fort Wayne zu halten. Sie ging darauf ein, kam und konnte nun die „altlutherische“, von vielen als „katholisch“ verschriene Gemeinde in der Nähe betrachten.

*Rudisill* war von seinem Misstrauen noch nicht völlig geheilt; deshalb ermunterte ihn Wyneken selbst, ihn bei der Synode zu verklagen. Er hoffte auf diese Weise eine herrliche Gelegenheit zu finden, die lutherische Lehre zu bekennen und die Herren

---

<sup>4</sup> Jensen war schon 1842 Pastor in Pittsburg geworden. Er hatte also die Gemeinde verlassen, ehe Wyneken zurückgekehrt war.

Synodalen zu veranlassen, ihre Nasen in die Bekenntnisschriften zu stecken, die den meisten völlig unbekannt waren.

Wie er gehofft, so kam es denn auch. Das Resultat war aber, dass Rudisill und andere Gemeindeglieder erkannten, wie sie keineswegs einen heimlichen Katholiken, sondern einen rechten Lutheraner zum Pfarrer hatten. Mit aufrichtigem Vertrauen schlossen sie sich ihm nun um so inniger an.

Gerade zu jener Zeit, als Wyneken Luthers Lehre gegen seine eigene Synode zu verteidigen hatte, erhielt er die erste Nummer des „Lutheraner“, der seit 1. September 1844 in St. Louis von Pastor *C.F.W. Walther* herausgegeben wurde. Er hatte sich überzeugt, dass er von seiner Synode nichts zu hoffen hatte; deshalb war ihm jenes Blatt ein Engel des Trostes. Sobald er es flüchtig durchgelesen hatte, rief er hocherfreut aus: „*Gott sei Dank; es gibt noch mehr Lutheraner hier in Amerika!*“ Neue Hoffnung beseelte ihn für die Kirche dieses Landes; er sah es Tag werden nach finsterner Nacht.

Wyneken hatte schon in Deutschland von den „Sachsen“ in Missouri gehört; da er aber ihre Adressen nicht hatte erlangen können, so war bis dahin keine Verbindung angeknüpft worden. Wir werden später sehen, wie er mit ihnen zusammen kam.

Um dieselbe Zeit fand er Gelegenheit, in noch größerem Kreise mit einem entschiedenen lutherischen Bekenntnis aufzutreten. Er hatte schon vor seiner Reise nach Deutschland in der „Lutherischen Kirchenzeitung“ verschiedenes gegen die Methodisten geschrieben. In jenem Büchlein: „*Die Not der deutschen Lutheraner*“ hatte er ihr und der Albrechtsleute Treiben ganz der Wahrheit gemäß, aber auch recht lebendig und anschaulich, geschildert, - derber, als es je zuvor geschehen war. Einige Exemplare dieser Schrift wurden bald nach Amerika gesandt und erbitterten die Methodisten, die bereits siegestrunken wähten, der lutherischen Kirche in Amerika den Garaus gemacht zu haben, nicht wenig. Sie erhoben ein gewaltiges Lamento.

Ja, sie schrieben sogar einen eigenen Traktat gegen ihn: „*Warum bist du vom Glauben gefallen?*“, in welchem sie nicht nur Wyneken, sondern auch die ganze lutherische Kirche aufs schmäählichste verleumdeten.

So war Wyneken schon damals ein mutiger Bekenner seines Glaubens, der kein anderer war als der Luthers und aller seiner wahren Schüler. Diesen Glauben hatte er in Indiana gepredigt, bezeugt, mit seinem Wandel geziert. Er war in Wahrheit den Bewohnern jener Gegend ein „Apostel“ geworden! – Sein Gott wollte ihn nun an anderen Orten als seinen Zeugen gebrauchen; dahin müssen wir ihn nun begleiten.

Noch einer Sache müssen wir jedoch gedenken, ehe wir völlig von dem „Missionar“ Abschied nehmen. Obwohl Wyneken nach seiner Rückkehr aus Deutschland hoffen konnte, dass man dort für Übersendung von Predigern, Lehrern und Seminaristen nach Amerika möglichst Sorge tragen werde; ja, obwohl er erfahren durfte, dass bald mehrere derselben eintrafen: So versäumte er doch nicht, selbst das Seinige zu tun, um Prediger des Evangeliums in das zur Ernte reife Feld zu stellen. Er unterrichtete zwei junge Männer und leitete sie an, der Kirche mit Predigt und Katechismuslehre zu dienen. Es waren das die Pastoren *J. Jäbker* und *C. Fricke*. Sie waren also die Erstlinge des Fort Wayner Predigerseminars, das dann später durch *Löhe* unter *Dr. Sihlers* Leitung eine ganz andere Gestalt bekam. *Den Anfang machte aber Wyneken.*

## Der Stadtpastor

ablen wir den lieben Wyneken bisher vornehmlich als *Missionar* kennen gelernt, H so wollen wir nun seine Wirksamkeit als *Pastor* zweier Stadtgemeinden, der Sankt

Paulsgemeinde in *Baltimore* und der Dreieinigkeitsgemeinde in *St. Louis*, zu schildern suchen. Er war ja auch in dem Städtchen *Fort Wayne* und in *Adams County* „Pastor“; aber in jenen großen Städten nahm seine Arbeit doch vielfach eine andere Gestalt an. Die Missionstätigkeit war vorüber; es galt nun, ältere Gemeinden zu säubern, zu befestigen, zu neuem Eifer zu reizen. –

Im Dezember 1844 legte Pastor *Häsbärt* in *Baltimore* plötzlich sein Amt nieder, verließ die Stadt und ging zunächst nach New Orleans, Louisiana, später nach Brasilien. Die Gemeinde entschloss sich bald, Wyneken aus *Fort Wayne* zu berufen, den sie bereits aus seinen Predigten, die er in ihrer Mitte gehalten, und aus seinem ernstem und zugleich freundlichen Umgang mit den Leuten kannte, und zu dem sie ein herzliches Zutrauen gefasst hatte. Wyneken erschrak, als er den Beruf erhielt. Er schrieb, dass er, falls er den Beruf annehmen sollte, streng auf lutherische Lehre und Praxis halten müsste; er würde auf Beichtanmeldung bestehen, bei Erteilung des Segens mit der Hand ein Kreuz machen usw.; sie sollte es sich deshalb wohl überlegen, ob sie ihn wirklich brauchen könne und haben wolle.

Die Gemeinde erwiderte, sie sei ja lutherisch, und nur einen lutherischen Pastor begehre sie; dass er streng auf lutherische Lehre und Praxis halten wolle, sei ihr sehr lieb, - er möge doch ja kommen.

Er entschloss sich nun, diesem Beruf zu folgen; und seine Gemeinden willigten in seinen Abzug, weil sie es als Gottes Willen erkannten, dass „ihr lieber Wyneken“ nach dem Osten gehe. Er versprach ihnen jedoch, und schrieb dieses auch nach *Baltimore*, dass er bleiben wolle, bis ein anderer Pastor berufen sei und dieser die Vokation auch angenommen habe. Auf seine Empfehlung wurde nun Herr Dr. *W. Sihler*, damals Pastor in *Pomeroy*, Ohio, berufen, der sich denn auch willig erklärte, in Wynekens Wirkungskreis einzutreten.

In der ersten Hälfte des Februar 1845 hielt Wyneken seine Abschiedspredigt. Wie schmerzlich ihm der Abschied von seinen Gemeinden wurde – wie tiefbetrübt diese waren, das kann nur der nachfühlen, der das innige Verhältnis gekannt hat, das sich zwischen beiden durch gegenseitige Liebe gebildet hatte. Nur das „*Unser Gott will es so*“ konnte sie trösten.

Auf dem Rücken seines treuen Pferdes, das ihn so oft getragen, trat Wyneken die weite Reise nach *Baltimore* an; die Familie blieb einstweilen zurück. Er ritt zunächst auf *Zanesville*, Ohio, zu, wo vor etwa einem Jahr sein alter Busenfreund *G. Bartels* Pastor geworden war. Er fand bei diesem die herzlichste Aufnahme und konnte sich einige Tage mit ihm durch Erinnerung an das frühere Zusammenleben ergötzen. Dann ging's weiter nach *Pomeroy*, um Dr. *Sihler* zu besuchen. Mit dem musste er reden; denn er war ja sein von Gott erkorener Nachfolger in *Fort Wayne*. Beide Männer kannten sich damals nur durch Briefe und Aufsätze, die in der „*Lutherischen Kirchenzeitung*“ veröffentlicht worden waren; von Angesicht hatten sie sich noch nicht gesehen. Es war noch in der zweiten Hälfte des Februar, als sie sich persönlich kennen lernten und nun einen innigen Freundschaftsbund eingingen, der bis an Wynekens Tod ungetrübt fortbestand.

Nun ritt dieser über die Alleghanies, verkaufte unterwegs sein Pferd und kam am 7. März mit der Stage in *Baltimore* an. Hier wohnte er anfangs bei Herrn *Franz Bühler* an der Marktstraße, der in der Folge sein sehr lieber Freund und Duzbruder wurde; als dann im Mai auch die Familie eintraf, bezog er mit derselben ein kleines Haus in der Fayettestraße, in der Altstadt gelegen, das er später mit einem anderen in der Parkstraße vertauschte.

Der alte Dr. *Daniel Kurtz*, der früher Pastor an der Zionskirche gewesen war und der, wenn es die Not erforderte, dem Pastor an der St. Paulsgemeinde noch stets bereitwilligst Hilfe geleistet hatte, führte Wyneken öffentlich nach lutherischer Weise in

sein Amt ein. Es war am 9. März. An demselben Tag hielt Wyneken seine Antrittspredigt.

Viele fromme Herzen kamen ihm vertrauensvoll entgegen; aber es gab auch Leute in der Gemeinde, die misstrauisch waren, - einige, die seine christliche Entschiedenheit fürchteten, - andere, die seiner Lehre nicht zustimmten. Es wurde ihm bald klar, dass er manchen Kampf zu bestehen haben würde.

Zunächst bekam er es mit den *Reformierten* zu tun, die bis dahin *als solche* unangefochten Glieder der „lutherischen“ Gemeinde gewesen waren.

Gleich am ersten Sonntag nach seiner Einführung sollte das heilige Abendmahl gefeiert werden. Die Bereitung des Altars hatte der Küster besorgt. Wie erschrak Wyneken, als er bei der Beichte vor den Abendmahlstisch trat und sofort erkannte, dass an demselben wohl noch nie das Sakrament in rechter, in lutherischer Weise verwaltet worden war! Da stand der Wein in einem großen irdenen Krug, und auf dem Teller lagen Hostien und Brot nebeneinander. Was war da zu tun?

Sofort rief er die Vorsteher in die Sakristei und erklärte diesen: Die Gemeinde sei gar nicht lutherisch; er sei bei der Berufung hintergangen worden; er könne das Abendmahl nicht austeilen! Die guten Leute waren bestürzt; sagten: Sie hätten nicht anders gewusst, als dass sie gut lutherisch seien, - er möge nur als lutherischer Pastor nach bestem Gewissen handeln. Sie baten ihn dann dringend, das heilige Abendmahl nur dieses eine Mahl noch nach herkömmlicher Weise zu spenden, weil sonst eine allzu große Unzufriedenheit unter den anwesenden Kommunikanten zu befürchten sei.

Unter den obwaltenden Umständen hielt auch Wyneken dieses für das beste und handelte demgemäß. Nach der Predigt forderte er aber die Gemeinde auf, nach Schluss des Gottesdienstes zurück zu bleiben. Und dann erklärte er, *dass er sie nicht als eine lutherische Gemeinde vorgefunden habe, dass sie vielmehr uniert sei, und dass es deshalb wohl am besten sein möchte, wenn sie ihn sofort wieder entlassen würde; bliebe er, so würden bei einem solchen gemischten Haufen gewiss viel Unruhen und Störungen vorkommen.*

Von seinem Fortgehen wollte aber die Gemeinde nichts hören; sie begehrte entschieden, dass er bleiben solle. „Wohlan denn“, erklärte Wyneken, „so werde ich vom nächsten Sonntag an den Lutherschen und den Heidelberger Katechismus mit auf die Kanzel nehmen und beide vorlesen und erklären; dann kann jeder sich selbst überzeugen, auf wessen Seite die volle Wahrheit des göttlichen Worts gefunden wird!“

Das führte Wyneken nun auch aus. Er erklärte aus beiden Katechismen den Unterschied der lutherischen und reformierten Lehre; er strafte die bisherige Praxis bei Austeilung des heiligen Abendmahls und bewies aus der Schrift, dass Reformierte und Lutheraner unmöglich Glieder *einer* Gemeinde sein könnten, die ja stets, wenn sie redlich und christlich handeln wolle, nur *ein* Bekenntnis führen könne.

Es gab einen gewaltigen Sturm in der Gemeinde. Die Reformierten glaubten sich verraten und die meisten hatten nicht einmal so viel Geduld, Wynekens Erklärungen ruhig mit anzuhören; sie fanden auch unter den Lutheranern irrende Freunde, die das Verfahren des neuen Pastors tadelten und die früheren Zustände erhalten wissen wollten. Nicht nur in den Gemeindeversammlungen, auch auf den Straßen und in den Häusern wurde lebhaft, oft erbittert, disputiert. Manche Kinder reformierter Eltern waren lutherisch geworden; andere hatten lutherische Personen zur Ehe genommen; so kam es, dass Töchter der Mutter, Männern ihren Frauen entgegen standen. Es war eine Zeit der Heimsuchung; aber die Wahrheit siegte. Die Reformierten verließen die Gemeinde (an einem Sonntage wurden über achtzig aus derselben ausgetreten von der Kanzel vermeldet) und bauten eine deutsche reformierte Kirche in der Calvertstraße. Selbstverständlich betrachteten sie Wyneken als ihren Widersacher, und es währte noch geraume Zeit, ehe sich die Aufregung legte.

Einen anderen Kampf musste Wyneken gegen die *falschen Lutheraner* in seiner Gemeinde, in der Stadt, in der Generalsynode führen.

In dem „Fells Point“ genannten Stadtteil bestand eine deutsche Gemeinde, die vorgab, gleichfalls *evangelisch-lutherisch* zu sein. Ihr Pastor, C.G. Weyl, ein Schwiegersohn des Vater *Schmucker*, war ein charakterloser Schwätzer. Er war ganz den „Neuen Maßregeln“ zugetan, hatte von lutherischer Lehre kaum einen Begriff und war in seiner Praxis schwärmerisch, uniert, eigentlich ganz grundsatzlos. Wyneken gehörte damals, als bisheriges Mitglied der „Synode des Westens“, mit ihm zur Generalsynode; aber das hindert den „lieben Bruder“ Weyl nicht, gegen ihn zu arbeiten. Er verbreitete das Gerücht, Wyneken sei ein „Altlutheraner“, ein verkappter Jesuit, der auch seine Gemeinde dem Papste wieder zuzuführen gedenke, wie ja das daraus hervorgehe, dass er einen Chorrock trage und bei Erteilung des Segens ein Kreuz mache. Das Übrige, sagte er, werde schon nachkommen, bis die Gemeinde ganz katholisch sei. Mündlich und schriftlich suchte er die Glieder der St. Paulsgemeinde gegen ihren Pastor aufzuhetzen und diesen bei ihnen verdächtig zu machen. Einzelne schenken ihm auch Glauben und wurden misstrauisch gegen Wyneken.

Weyl gab damals „*Die Hirtenstimme*“ heraus, ein Blatt, das *lutherisch* sein sollte, aber nur das jüngst erfundene Neumaßregel-Christentum der Generalsynode vertrat. Schon deshalb hätte es billig „*Wolfsstimme*“ heißen sollen. Eine weitere Berechtigung zu *diesem* Namen erwarb es sich dadurch, dass es in unverschämtester Weise gegen den treuen Zeugen Wyneken auftrat.

Dieser hatte bei Gelegenheit der dreizehnten zweijährigen Versammlung der Generalsynode, die am dritten Donnerstag im Mai und in den folgenden Tagen 1845 in Philadelphia, Pennsylvania, stattgefunden, ein überaus vortreffliches Bekenntnis abgelegt. In den ersten Tagen hatte er der Versammlung nicht beiwohnen können. In seiner Abwesenheit hatte die Synode beschlossen: das Komitee für die auswärtige Korrespondenz zu beauftragen, *die Generalsynode gegen die in Deutschland ausgestreuten (Wyneken zur Last gelegten und angeblich) falschen Beschuldigungen, als sei sie nicht rechtgläubig usw., zu verteidigen*, und die dortigen lutherischen Vereine zu bitten, ihre etwa vorhandenen Missionare ihr zuzusenden. Als nun Wyneken auf der Synode erschien und von jenem Beschluss hörte, machte er am letzten Tag der Sitzung den Vorschlag: „*Dr. Schmuckers und Dr. Benj. Kurtz' Schriften, auch einen Band des ‚Lutheran Observer‘ und der ‚Hirtenstimme‘ und andere Bücher und Zeitungen, worin die Lehre und Praxis der Generalsynode dargestellt sei, nach Deutschland an Dr. Rudelbach, Prof. Harleß und andere Herausgeber vorzüglicher lutherischer Zeitschriften zur Prüfung zu übersenden und damit vor der lutherischen Kirche Deutschlands die Rechtgläubigkeit der Generalsynode zu beweisen.*“

Die Synode legten diesen, für sie so gefährlichen Vorschlag auf den Tisch. Wyneken aber erhob sich aufs neue und sagte: Er habe nichts anderes als dieses erwartet und hätte deshalb zum voraus gleich einen zweiten Vorschlag formuliert und eingesteckt. Diesen zog er nun mit aller Ruhe aus der Tasche und las ihn vor. Er forderte: „*Die Generalsynode solle die vorher vermeldeten Schriften von Dr. Schmucker und Dr. Kurtz, wie auch den ‚Lutheran Observer‘ und die ‚Hirtenstimme‘ öffentlich missbilligen und verwerfen als ketzerisch und abweichend von dem Vorbilde der heilsamen Lehre!*“

Eine solche Sprache war bisher bei den Sitzungen der Synode unerhört gewesen. Man ensetzte sich über eine derartige tolle Forderung und dachte nicht im entferntesten daran, ihr nachzukommen.

Was tat aber der elende Weyl? Um Wyneken bei den Leuten, die nicht besser unterrichtet waren, moralisch totzuschlagen, berichtete er folgendes in seiner

„*Lutherischen Hirtenstimme*“: „Pastor Wyneken von Baltimore sprach sich zu verschiedenen Malen gegen die Lehre und Gebräuche, Bücher und Zeitschriften der lutherischen Kirche aus und drohte, gegen dieselben zu zeugen.“

Aber er erreichte mit seinen Lügen doch den beabsichtigten Zweck nicht, auch in Baltimore nicht. Die Aufrichtigen forschten der Sache nach, und so dienten die Weylschen Verleumdungen nur dazu, die Wahrheit desto heller ans Licht zu bringen. Wyneken selbst veröffentlichte in der „*Lutherischen Kirchenzeitung*“ (Band 7, S. 92) eine wahre Darstellung jener Vorgänge auf der Synode, die zugleich eine wohlverdiente Züchtigung Weyls war.

Im folgenden Jahr nahm er Gelegenheit, im „*Lutheraner*“ gegen das Weylsche Luthertum zu schreiben, als dieser in der „*Hirtenstimme*“ die „Gesetze seiner Gemeinde“ abdruckte, die voller Irrlehren und falscher Grundsätze waren. Aber Weyl dachte nicht im geringsten daran, wegen seiner Verleumdungen und falschen Lehren Buße zu tun; er fuhr vielmehr fort, Verdächtigungen und Lügen über Wyneken zu verbreiten. Es war ihm gelungen, die Feindschaft der Unlauteren gegen denselben zu stärken, so dass es etliche derselben wagten, *in den Zeitungen zu schreiben*, letzterer wolle seine Gemeinde wieder römisch machen. Selbst Weyl gab seine „*Hirtenstimme*“ dazu her, diese boshaften Lügen zu verbreiten; Wynekens Kirchenrat sah sich deshalb genötigt, ihn im „*Lutheraner*“ (III,32) zu rechtfertigen.

Auch in diesem Kampfe blieb er Sieger. Denn obwohl die Generalsynodler nicht aufhörten, ihn heimlich und öffentlich zu verleumden, so hatte er doch die Wahrheit auf seiner Seite, und es fanden sich immer mehr Leute, die dieser zufliehen. Seine Gemeinde lernte ihn immer besser schätzen und schenkte ihm immer größeres Vertrauen; ja, selbst viele Nichtlutheraner, die ja seine theologische Richtung nicht billigten, mussten doch sagen, dass Wyneken ein ganzer Mann, ein lauterer Charakter, eine grundredliche Seele sei.

Wir wollen gleich hier erwähnen, dass Wyneken mit der Generalsynode völlig brach. Da dieselbe von rechter Lehre und gesunder kirchlicher Praxis nichts wissen *wollte*, so schloss er sich nun inniger an die „*Sachsen*“ in Missouri, an die „*Franken*“ in Michigan, an Dr. Sihler und die mit demselben aus der Ohiosynode Ausgetretenen an, mit denen er bereits in lebhaftem Briefwechsel stand.

Er war mit anwesend bei der Versammlung dieser Prediger, die im September 1845 in Cleveland, Ohio, zusammengekommen waren, um ihren Austritt aus der Ohiosynode und die Gründung einer neuen rechtgläubigen lutherischen Synode in Erwägung zu ziehen (vergl. „*Lutheraner*“ II, S. 42).

Nachdem dann im April 1847 die „*Deutsche evangelisch-lutherische Synode von Missouri, Ohio und anderen Staaten*“ gegründet worden war, und Wyneken die im „*Lutheraner*“ veröffentlichte Verfassung derselben gewissenhaft geprüft und sie mit seiner Gemeinde durchgesprochen hatte, reiste er im Sommer 1848 nach St. Louis, wo jene Synode vom 21. Juni bis 1. Juli ihre Sitzungen hielt. Er schloss sich derselben gliedlich an, und dasselbe tat gleichzeitig seine Gemeinde, die durch Herrn *Franz Bühler* vertreten war.

Es forderte damals viel Zeit und Anstrengung, um zwischen Baltimore und St. Louis hin und her zu reisen; es waren mehrere Wochen dazu erforderlich; aber wohl selten ist Wyneken freudiger heimgekehrt als damals, da er in St. Louis eine ansehnliche Versammlung ihm gleichgesinnter, wahrhaft einiger Lutheraner gefunden, sich an ihrem Glauben gestärkt und an ihrer brüderlichen Liebe erquickt hatte. Oft bezeugte er mit Freuden, dass er Gott von Herzen danke, dieses erlebt zu haben.

Auch seine Gemeinde hatte durch den Anschluss an die Synode neue Freudigkeit und frischen Mut bekommen. Sah sie doch, dass ihr Pastor, der so viel verleumdet und verdächtigt wurde, nicht allein stand, sondern viele Kampfgenossen hatte, denen es

ähnlich erging. Sie hatten diese Ermunterung auch nötig; denn es waren bereits neue Feinde gegen sie aufgetreten, nachdem die größte Hitze des Kampfes gegen die Reformierten und falschen Lutheraner kaum vorüber war.

Das Unwesen der *geheimen Gesellschaften* [Logen oder Freimaurer] war schon damals in Baltimore weit verbreitet und tief eingewurzelt. Namentlich war es der Orden der „Red Men“ (d.i. der „Roten Männer“), dem sich die Deutschen anschlossen und mehrere Logen derselben organisierten. Doch auch der Orden der „Odd Fellows“ (d.i. der „Sonderbaren Brüder“) war sehr angesehen, und auch seine Logen wurden von den Deutschen nur allzu häufig aufgesucht. Einige Mitglieder der St. Paulsgemeinde gehörten leider auch diesen Logen an. Wyneken, der das heidnische, abgöttische Treiben der Orden bald durchschaute, begann sofort gegen sie zu zeugen. Er zeigte das Gefährliche derselben für Kirche und Staat; er bewies, dass sie Feinde der Kirche Christi wären, da auch Juden in dieselben aufgenommen würden, mit denen dann die Christen zusammen beten und wirken müssten, und zudem eigene Kapläne (Propheten) hielten, die ihre vorgeblichen gottesdienstlichen Handlungen zu leiten hätten usw. Er redete auch mit jenen Gliedern seiner Gemeinde besonders und forderte sie auf, die Logen zu verlassen. So war er wohl *der erste Pastor in Amerika, der öffentlich entschieden gegen die geheimen Gesellschaften auftrat und ihre Werke der Finsternis strafte.*

Was er in der Gemeinde gegen die Logen redete, was er Einzelnen auf seinem Zimmer sagte, das wurde natürlich in den Logensitzungen entstellt wieder berichtet. Namentlich die deutschen Geheimituer wurden ihm deshalb feind, verhöhnten und verlästerten ihn. Und nicht nur heimlich und in kleineren Kreisen taten sie das; nein, auf offener Straße, wenn sie in „feierlicher“ Prozession einherzogen.

So stand er eines Tages vor *Bühlers* Haus und redete mit einigen Freunden. Plötzlich bog eine Loge der „Roten Männer“ in vollem Ornat um die Ecke und marschierten in Prozession vorüber. Alle nahmen den Hut ab und grüßten höhnisch, sobald sie an Wyneken vorbeizogen, der heiter lächelnd diese Ungezogenheit betrachtete. Ähnliches passierte öfter.

Nun hat Wyneken weder die Logen zerstört, noch hat er alle seine Gemeindeglieder aus denselben gerettet; aber der Sieg war doch auch hier wieder auf seiner Seite. Die Gemeinde als solche erkannte den Gräuel der geheimen Gesellschaften und beschloss bald, dass niemand mehr als Mitglied aufgenommen werden solle, der einer Loge angehöre und bei derselben zu bleiben gedenke. Einige, z.B. H. Hn., ließen sich auch überzeugen und verließen die Gesellschaft; andere, z.B. A. Hg., zogen weg, um ferner Ruhe zu haben. Und wie segensreich ist dieser Kampf Wynekens gegen die Logen für viele andere Gemeinden geworden! Er begann ihn im Eifer für Gottes Ehre und für das Wohl seiner Gemeinde; die anderen sind ihm später nur nachgefolgt.

Allen Widersachern bot er unerschrocken eine mutige Stirn und doch meistens auch ein freundliches Gesicht. Auch im härtesten Kampf verlor er nie seinen guten Humor, - vergaß nie, einen Unterschied zwischen den Schwachen und den Boshafte zu machen. Ihm blieb das immer gegenwärtig, dass die menschlichen Feinde nur Werkzeuge des Teufels waren, und dass eigentlich diesem der Kampf galt. Den Teufel aber verachtete er, so gut das ein *rechtschaffener* Christ nur vermag, weil er *glaubte*, dass sein Heiland Christus ihn überwunden habe. Er sah deshalb nichts verloren, wenn von allen Seiten Widersacher aufstanden und sich gebärdeten, als wollten sie ihn fressen. Er hätte dazu lachen können, wenn ihn die Leute nicht gedauert hätten, die sich vom Teufel verführen ließen!

Haben wir nun seine Kämpfe nach außen kurz erwähnt, so müssen wir weiter sehen, was er tat für die eigentliche Erbauung der Gemeinde, für die geistliche Versorgung derselben.

Mit der *Predigt* nahm es der selige Wyneken sehr gewissenhaft. Zwar hat er sowohl in Baltimoere als auch in St. Louis wohl nur wenige Predigten vollständig ausgeschrieben und wohl nie eine geradeso gehalten, wie er sie geschrieben hatte; *aber er bereitete sich aufs Gewissenhafteste für die Predigt vor*, und nur eigene Krankheit oder nötige Krankenbesuche konnten ihn davon abhalten.

Die Angst und Sorge um die Predigt machte ihn regelmäßig jeden Sonnabend fast krank. Da schmeckte ihm kein Essen und Trinken, da seufzte und ächzte er, da sah er traurig und elend aus, da glaubte er so gewiss, dass er krank sei, und redete so ängstlich, dass ein Fremder, der seine Weise noch nicht kannte, wirklich verleitet werden konnte, eine ernstliche Erkrankung zu fürchten.

Bis elf, zwölf Uhr nachts saß er und schrieb, nachdem er zuvor Luther oder andere „Alte“ gelesen hatte. Jetzt war die Predigt halb fertig; aber auf einmal wird sie zerrissen und in den Papierkorb geworfen; denn – sie war verfehlt! Die Arbeit beginnt aufs neue. Vielleicht wird das Konzept nochmals verworfen; vielleicht findet es Gnade. Nach Mitternacht sucht der fleißige Mann sein Lager, um einige Stunden unruhig zu schlafen. Am Sonntagmorgen ist er noch „krank“ und lässt sich nicht gern stören. Die Predigt, die Predigt liegt ihm im Gewissen und im Gemüte. Wie soll er dieses Mal durchkommen! Wie wird er vor Gott und vor der Gemeinde bestehen!

Endlich steht er auf der Kanzel. Er beginnt mit etwas unsicherer Stimme; er hustet – er verspricht sich – es scheint, als könnte er keine Worte finden, um seine Gedanken auszudrücken; dazu macht er ein Gesicht, als hätte er schon die Hoffnung aufgegeben, dieses Mal in rechten Fluss zu kommen. Auf einmal aber entfährt seinem Mund ein kräftiges Wort, z.B.: „Wir stecken alle bis über die Ohren im Geiz“, oder: „All unser Christentum ist eitel Heuchelei, wenn wir Christus nicht auch im Leben nachfolgen“, oder: „Alle Sonntage kommt der Pharisäer und der Zöllner in die Kirche“ und nun fließt's aus seinem Munde wie ein brausender Strom über ebene Flächen und über zackigen Fels. Jede Spur von Ängstlichkeit ist verschwunden; seine Augen leuchten; jede Muskel im Gesicht, jede Bewegung der Hände, die ganze Haltung bezeugt's, dass er von einer Sache redet, die ihm am Herzen liegt, die er selbst erfahren, die er in die Herzen seiner Zuhörer hinein predigen, für die er alle gewinnen möchte! Jedermann fühlt es: Der sagt keine Predigt her, die nur im Kopfe steckt, - der zeugt von dem, was er selbst erfahren, was er selbst erlebt, was Gottes Wort im eigenen Herzen gewirkt hat.

Er predigt das Gesetz scharf, dass der Sünder erschrickt, innerlich erbebt und ängstlich fragt: Wo soll's mit mir hinaus? Ich bin verloren!

Aber nun hebt er an, von der Gnade Gottes in Christus Jesus zu lehren. Er beweist, dass alle Menschen erlöst sind, – dass auch der gröbste Sünder nicht verzweifeln soll, – dass der versöhnte Vater im Himmel allen helfen kann – allen helfen will. Er schildert die große Liebe Gottes zu den Sündern; er beschreibt das Verlangen Gottes, jeden Verlorenen zu erretten; er ermuntert, diese Gnade mit gläubigem Herzen anzunehmen; er schilt die, die es nicht wagen wollen, die Gnade zu ergreifen; er bittet und fleht, sich doch mit Gott versöhnen zu lassen, – er tut im besten Sinne des Wortes das Werk eines evangelischen Predigers. Er zeigte die himmlischen Schätze nicht bloß von ferne; nein, er brachte sie nahe, er legte sie den Sündern vor und machte diesen Mut, sie getrost und fröhlich zu ergreifen. – O, mancher, gar mancher hat erst nach seiner Predigt Mut gefasst, sich *mit allen seinen Sünden* in Gottes Gnadenarme zu werfen und sich der vollen Vergebung um Christi Gerechtigkeit willen zu trösten.

Die Gnade Gottes in Christus Jesus gegen alle Menschen, das war der Hauptinhalt aller Predigten des seligen Wyneken. In jeder derselben konnte ein Sünder lernen, wie er selig würde. Von keinem Werke Gottes predigte er lieber als von der Rechtfertigung; aber er vergaß dabei auch die Heiligung nicht. Er forderte ernstlich einen rechtschaffenen christlichen Wandel, Hausandacht, Barmherzigkeit, Mitleid mit den Schwachen usw. Aber nur aus Dankbarkeit gegen Gott wollte er von den Christen gute Werke getan wissen; nie hörte man aus seinem Munde eine Rede, die dahin lautete, dass ein Mensch sich die Gnade verdienen müsse. Ja, mit allem Ernst, mit nachdrücklichen, kräftigen Worten, strafte er die falschen Lehren der Schwärmer und Papstleute, weil dieselben gegen den Artikel von der allgemeinen und freien Gnade Gottes verstießen.

Solche Predigten waren redlichen Leuten sehr nützlich und tröstlich; aber nicht jedermann möchte sie hören. Die „deutschen Jäger“, die, um die Gemeinde zu ehren, sonst jährlich einmal in ihrer Paradeuniform in die Kirche gekommen waren, taten dieses bei Wyneken nur einmal und nicht wieder; denn er hatte gar keine Notiz von ihnen genommen, ja, er hatte sogar „weidlich gescholten“.

Die „Odd Fellows“ und „Red Men“ hörten ihn gleichfalls nicht gern; denn wenn sie einen „Bruder“ begruben, der zu Wynekens Gemeinde gehört hatte, so litt er nicht, dass sie ihre schönen Schürzen und anderes Puppenspiel zur Schau trugen; ja, er hatte die Unverschämtheit, ihnen Buße zu predigen und zu behaupten, dass sie nur durch Jesus Christus selig werden könnten.

Auch gab es sonst große Heilige in der Gemeinde, die über Wynekens Predigten die Zähne zusammenbissen; aber alle armen Sünder, alle, die an sich selbst verzagten, fielen ihm zu und dankten Gott, dass er diesen „*Evangelisten*“ nach Baltimore gesandt hatte. Er war der erste (Pastor Brohm in New York ausgenommen), der im Osten dieses Landes die Posaune des Evangeliums wieder rein, deutlich, kräftig und nachdrücklich erschallen ließ. Tausende segneten noch nach Jahrzehnten den Mann dafür, dass er sie aus Schwärmerei, Unionisterei und falschem Luthertum durch seine Predigt befreit hatte.

Hatte der gute Wyneken dann sonntags die Predigt hinter sich, so war alle Krankheit verschwunden. Sein Gemüt war heiter; er war lustig und vergnügt, da er Gottes Hilfe erfahren, und konnte mit seiner Familie oder näher stehenden Freunden lieblich scherzen.

Die Predigtkonzepte pflegte er damals gar nicht aufzubewahren; sie wurden bald vernichtet. Nur das Thema und die Hauptteile schrieb er in ein Buch, um nach einem Jahr sehen zu können, was er vordem bei Gelegenheit einer jeden Perikope [Bibelabschnitt] gepredigt hatte. Anders hielt er es in späterer Zeit.

Seine Predigten waren frisch, kräftig und, namentlich in der Zeit, von der wir jetzt reden, in vieler Hinsicht derb. Er redete allezeit gern „deutsch“, einerlei, ob er es nun plattdeutsch oder hochdeutsch sagte. „Statt auf der Straße herum zu gaffen, steckt die Nase in den Katechismus, denn den könnt ihr noch nicht“, konnte er nicht bloß den Jungen, sondern auch den Alten sagen. Aber wenn er auch derb wurde, konnte man ihm nie zürnen; denn man fühlte ihm ab, dass er das nicht aus Gehässigkeit sagte, sondern es seinem wohlmeinenden Wesen entsprach, sich in der Weise auszudrücken.

Am wenigsten konnten die zarten Generalsynodler<sup>5</sup> diese Derbheit vertragen. Anfangs kamen sie in Baltimore noch ab und zu in seine Kirche, um den sonderbaren

---

<sup>5</sup> Die „Generalsynode“ umfasste die alten lutherischen Gemeinden im Osten der Vereinigten Staaten. Sie waren damals fast durchweg rationalistisch und völlig vom Luthertum abgefallen. Sie anerkannten nicht einmal das ungeänderte Augsburger Bekenntnis. Erst gegen Ende des

Mann zu hören; namentlich geschah das mittwochs. Als Wyneken einmal so unhöflich war, in der Predigt zu reden von „Säuen, die den Weinberg des Herrn zerwühlen“, erschienen sie nicht wieder.

Es kam vor, dass dieser und jener nach der Predigt zu ihm lief, um sich über seine Behauptungen und Ausdrücke zu beschweren. So hatte er einmal am elften Sonntag nach Trinitatis „*Von den beiden Kirchgängern*“ gepredigt und gezeigt, dass mit den „armen Sündern“ noch immer „Pharisäer“ in die Kirche kämen; die letzteren hatte er dann tüchtig hergenommen und in seiner Weise abgemalt. Nach der Predigt kommen zwei alte Gemeindeglieder und äußern ihre Bedenken darüber, ob es bei ihnen wirklich wohl solche Pharisäer gäbe. Wyneken aber überführt sie bald, dass sie den Pharisäer nicht in weiter Ferne, sondern in nächster Nähe zu suchen hätten. Sie gingen und kamen sobald nicht wieder, um an der Predigt zu mäkeln.

Desgleichen waren seine Predigten bilderreich. Immer standen ihm schöne Vergleiche zu Gebote, die den Zuhörern die Sache, die er vortrug, veranschaulichen sollten. So redete er einst (es war in Adams County) vom Unterschied des Evangeliums und des Gesetzes. „Seht“, sagte er, „das ist ungefähr so, wie bei einem Pferde mit der Peitsche und mit dem Hafer. Wenn ich dem Pferde die Peitsche und Sporen gebe, das ist ein ganz ander Ding, als wenn ich ihm die Krippe voll Hafer schütte. Das Gesetz ist die Peitsche; das Evangelium ist die Krippe voll Hafer.“

Großen Fleiß verwandte Wyneken auch auf den *Konfirmandenunterricht* und auf die *Christenlehre*. Er katechisierte einfältig, munter, war dabei immer freundlich und bewies eine große Sehnsucht, den lieben Kindern die Milch des Evangeliums ans Herz zu bringen. Er gebrauchte nur den kleinen Lutherschen Katechismus, auf dessen Erklärung er sich aber vollständig vorbereitete. Im Auftrag der Synode schrieb er auch ein „*Spruchbuch*“ zu demselben, das 1849 im Druck erschien und später wiederholt aufgelegt wurde.

Eine seiner Konfirmandinnen, Dortchen S., war fast taub und hatte dazu ein sehr schwaches Fassungsvermögen und Gedächtnis. Wyneken war anfangs ratlos, was er mit ihr beginnen sollte; bald aber fand er den rechten Weg. Er ließ sie den Winter hindurch jede Woche mehrere Male in sein Haus kommen und schrie ihr den Katechismus, ein Stücklein nach dem andern, in die Ohren, bis sie endlich so viel davon gefasst hatte, dass er sie mit gutem Gewissen konfirmieren konnte.

Seine Schule lag ihm sehr am Herzen, und wenn er sie auch nicht gerade häufig visitierte, so sorgte er doch für sie aufs gewissenhafteste. Fleißig verkehrte er mit dem Lehrer, fragte nach allem, schärfte ihm das Gewissen, tröstete ihn und hielt auch gern für ihn Schule, wenn er krank war oder gern einem einen Besuch in Washington, D.C., oder an andern Orten machen wollte. Dabei war er stets mehr brüderlich als väterlich, selbst gegen junge Lehrer. Sie hatten an ihm in Wahrheit einen Vater.

Im *Besuch der Kranken* war er fleißig und unermüdlich. Zu jeder Stunde des Tages, mitten in der Nacht, war er bereit, ihnen zu dienen. Dass er viele Kranke auch leiblich pflegte, soll später erzählt werden.

Die ekelhafteste Krankheit war ihm kein Hindernis, einen Menschen zu besuchen, zu heben, zu legen. Er war deshalb bei den Kranken ein sehr willkommener

---

19. Jahrhunderts, als unter dem Eindruck der bibel- und bekennnistreuen Missouri-Synode auch die anderen Lutheraner konservativer wurden, bekannte sich die Generalsynode, von der sich inzwischen das konservativere „Generalkonzil“ getrennt hatte, zu den Bekenntnisschriften. Späterhin vereinigten sich die beiden mit der Synode des Südens zur „United Lutheran Church“ (ULC), dann mit anderen zur „Lutheran Church of America“ (LCA), die den Hauptteil der heutigen, sehr liberalen, unionistischen und ökumenistischen „Evangelical Lutheran Church of America“ (ELCA) bildet.

Seelsorger, nach dessen Eintritt sie sich sehnten, dem die Augen entgegenleuchteten, dem die Arme entgegengestreckt wurden.

Den sündlichen Unarten der Kranken gab er jedoch niemals nach und gestattete denselben keinerlei Berechtigung. In St. Louis hatte er eine Kranke, die sich einbildete, dass sie selbst nicht beten, nicht einmal seufzen könne, und die deshalb begehrte, Wyneken solle mit ihr beten. Er erklärte sich dazu gern bereit, sobald sie nur *einen Versuch* gemacht hätte, ein Seufzerlein zu Gott zu senden. Das wollte sie jedoch nicht können; so wollte denn auch Wyneken nicht *mit* ihr beten. Er kam mehrere Tage; fragte, ob sie gebetet habe; musste aber gehen, ohne seine Absicht zu erreichen. Endlich brach sie ihren Eigensinn und betete; nun entsprach auch Wyneken ihrem Wunsche.

In den *Gemeindeversammlungen* war Wyneken ebenso vorsichtig wie mutig. Häufig war er heftigen Angriffen ausgesetzt, aber sie prallten ab an seiner Ruhe, an seiner Geistesgegenwart und Klugheit. Er wich nicht einen Schritt breit; er war bei den unerwartetsten und listigsten Fragen, Anklagen, Beschuldigen *nie um eine gute Antwort verlegen*. Vortrefflich verstand er es, den boshafte Gegner zu nötigen, in die ihm gestellte Falle zu laufen, seine eigene Schande zu offenbaren.

So hatte er einst einem Mann das Abendmahl verweigert, weil dieser in Ehebruch lebte. Die Sünde war noch nicht offenbar; ja, die Umstände waren derartig, dass, wenn der Sünder hätte leugnen wollen, es Wyneken kaum möglich gewesen sein würde, die Sache genügend zu beweisen. Darauf rechnete der stolze, bisher so angesehene P. Er griff Wyneken in der Gemeindeversammlung an und begehrte, er sollte den Grund angeben, weshalb er ihm das Abendmahl nicht geben wolle. Wyneken entgegnete: Er, P., wisse ja diesen Grund; es sei deshalb nicht nötig, denselben hier anzugeben. Aber der Ehebrecher bestand auf seinem Willen, und etliche seiner Freunde unterstützten seine Forderung heftig. Wyneken fragte ihn, ob er nicht wisse, was er ihm bei der Anmeldung gesagt. P. sagte: „Ja!“ Wyneken fragt weiter, ob er leugnen könne, dass sich die Sache so verhalte, wie er gesagt. Darauf will P. nicht antworten; er will nur wissen, weshalb er nicht zum Abendmahl gehen könne! Wyneken bleibt dabei, er hätte es ihm ja gesagt; wenn P. aber wolle, dass die Gemeinde es erfahre, so möge er selbst es ihr erzählen. Da platzt P. heraus: „Sie haben gesagt, ich sei ein Ehebrecher!“ „Ganz recht“, entgegnet Wyneken, „so habe ich Ihnen *unter vier Augen* gesagt; Sie selbst haben es nun ausgeplaudert und haben die Folgen davon zu tragen. Nun muss ich der Gemeinde erzählen, warum ich das gesagt habe.“ Wyneken erzählte; unerwartet fanden sich Zeugen, die um das Verbrechen wussten; P. stand da in seiner Schande, hoffärtig und ungebrochen; grimmig verließ er die Versammlung, um nicht wiederzukehren.

Gegen Gefallene, die ihre Sünde erkannten, war Wyneken sehr erbarmend und freundlich. Nichts verdross ihn mehr als harte, lieblose Urteile über Leute, die aus Schwachheit gefehlt hatten, oder über solche, denen es noch an Erkenntnis fehlte. Er konnte dann die „Gerechten“ weidlich schelten und auch die „Klugen“ zurecht weisen, die bei der Aufnahme neuer Glieder in Selbstgefälligkeit sagen konnten: „Es fehlt ihm nur sehr an der rechten Erkenntnis!“

Wie sehr es Wyneken bald gelang, in seiner Gemeinde zu Baltimore die *Opferwilligkeit für kirchliche Zwecke* zu wecken, das beweisen die Quittungen im „Lutheraner“, z.B. aus dem Jahre 1847.

Nicht wenig Not machten Wyneken die übereifrigen Lutheraner in seiner Gemeinde. Bei der Einführung von Zeremonien, auch wenn sie ihm selbst sehr lieb waren, war er sehr langsam und vorsichtig. Lieber wollte er sie nie eingeführt haben, als dass irgend jemand durch Gebrauch derselben betrübt werden sollte. Nicht so dachten manche seiner „lutherischen“ Gemeindeglieder. Sie meinten, zum Luthertum

gehöre notwendig ein Kruzifix und Lichter auf dem Altar. Sie forderten diese Dinge, sie baten um ihre Anschaffung, sie erboten sich, sie zu schenken – es half alles nicht, Wyneken ließ sie nicht auf den Altar kommen, weil noch Leute da waren, namentlich alte, die desgleichen nicht gewohnt waren und nicht wohl leiden konnten. Einmal wagten es einige Brüder, Leuchter „zu schenken“ und „im stillen“ auf den Altar zu stellen; aber da kamen sie schön an. Sie erhielten privat und öffentlich einen derben Verweis, und ihre Leuchter sind *nie* auf diesen Altar gekommen. – Schlechten Dank verdiente sich auch Pastor H., als er in Wynekens Abwesenheit den liturgischen Gottesdienst einführen wollte. Er blieb, solange Wyneken in Baltimore war, uneingeführt.

Wir haben schon früher gehört, dass Wyneken von Pastor Weyl unter anderem beschuldigt wurde, er wolle die Gemeinde zum Papsttum zurückführen. Wyneken hasste dieses von Grund seines Herzens, weil es dem Sünder den Gnadenstand ungewiss macht, Menschenwerk als zur Versöhnung Gottes genügend preist, die Schrift verkehrt und Gott die Ehre raubt usw.

Bemerkenswert aber ist, dass wirklich einmal ein römischer Priester den Versuch machte, unsern Wyneken zu bekehren. Er wohnte ja in der Nähe der schönen Alphonsuskirche, so dass die an derselben angestellten Priester ihn bald von Angesicht zu kannten und nur über die Straße zu treten brauchten, um sein Haus zu erreichen. Sie mussten wohl von Wynekens angeblicher „Absicht, katholisch werden zu wollen“ gehört haben, und einer der Herren hatte die Kühnheit, ihn zu besuchen. Wyneken behandelte ihn selbstverständlich, wie jeden Fremden, mit seiner Höflichkeit, sagte ihm aber dabei seine Meinung über die gräulichen päpstlichen Lehren so deutlich, dass sich der Herr bald sehr enttäuscht verabschiedete und nicht wiederkam.

Lachen musste Wyneken zuweilen über den schändlichen Geiz der Leute. So z.B., als er ein Paar getraut hatte, der Bräutigam nun fragte, was er schuldig sei, und auf Wynekens Entgegnung: „Das steht ganz in Ihrem freien Willen“, nur ein 25-Cent-Stück darreichte, während er wenigstens noch eins verlegen zwischen den Fingern versteckte.

Ärgerlich aber war es ihm, wenn Gottes Wort und kirchliche Handlungen nur zur Erreichung weltlicher, irdischer Zwecke benutzt wurden. So gehörte zu seinen Pfarrkindern ein alter Junggeselle namens *Wolf*, der einst reich gewesen, jetzt aber verarmt war. Er war einige achtzig Jahre alt. Die Wirtschaft führte ihm eine Nichte von fast 70 Jahren, der eine sehr gut Deutsch redende Schwarze zur Hand ging, die einzig übriggebliebene von einer zahlreichen Sklavenschar, die nach und nach verkauft worden oder entlaufen war.

Ganz unerwartet erhielten die Leute die Nachricht, dass ein reicher Verwandter gestorben sei und ihnen ein großes Vermögen hinterlassen habe; sie sollten nach Deutschland kommen und es in Empfang nehmen. Doch, so sagte eine Klausel des Testaments, sie konnten die Erbschaft nur antreten, wenn sie Beweise brächten, dass sie verheiratet wären. Beide hatten schon lange miteinander gehaushaltet und wohl nie an eine Verheiratung gedacht; jetzt aber musste eilig die Kopulation geschehen; es wäre ihnen ja sonst die Erbschaft entgangen. Sie ersuchten Wyneken, die Trauung zu vollziehen, und versprachen ihm große Schätze als Dank dafür. Es kostete ihm einen harten Kampf, ehe er zusagte; er hätte viel darum gegeben, wenn diese Brautleute die Kopulation bei einem andern nachgesucht hätten; aber endlich musste er sich doch bequemen, sie zu verrichten. Er tat's mit Widerwillen. Von den großen Schätzen ist nie ein Cent in seine Hände gekommen. –

Zu Anfang des Jahres 1850 erhielt Wyneken eine Berufung von der Dreieinigkeitsgemeinde in St. Louis. Er schwankte einige Zeit, ob dieselbe wirklich ein Gottesruf sei und er sie annehmen müsse, zumal alle ernsten Lutheraner in Baltimore

ihn baten, bei ihnen zu bleiben; aber nach gewissenhafter Prüfung aller Umstände erkannte er es als Gottes Willen, nach St. Louis zu gehen. Seine liebe Gemeinde entließ ihn denn auch in Frieden; doch musste er ihr versprechen, für einen treuen Nachfolger sorgen zu wollen. Die Wahl fiel auf *P. Keyl*, der damals in Milwaukee wirkte.

Als Wyneken endlich abreisen musste, wurde *P. Schaller* zum Vikar berufen, der das Pastorat verwaltete, bis *P. Keyl* eingeführt wurde. Er selbst hielt am 14. Februar 1850 seine Abschiedspredigt über 1. Sam. 7,12 und reiste dann über Fort Wayne, wo er seine Familie abholte, nach St. Louis. Am Sonntag Jubilate 1850 hielt er dort seine Antrittspredigt und pastorierte fortan in ganz ähnlicher Weise, wie er es in Baltimore getan, bis seine Erwählung zum Präses der Synode ihm andere Pflichten auferlegte.

Es sei hier noch erwähnt, dass er in St. Louis die Freude hatte, seinen Neffen *H.C. Schwan* wiederzusehen, der sieben Jahre als Pastor in Brasilien gewirkt und dem Onkel einst versprochen hatte, zu ihm zu kommen, um gleichfalls der nordamerikanischen Kirche zu dienen.

### Der Synodalpräses

In demselben Jahre, da Wyneken nach St. Louis übersiedelte, wurde er auch zum Synodalpräses gewählt. Er hatte sich also innerhalb von zwei Jahren ein solches Vertrauen erworben, dass ihm die Synodalgemeinden dieses höchst wichtige Amt übertrugen. Nach demselben war er damals nicht nur verpflichtet, bei den Synodalversammlungen den Vorsitz zu führen und während der drei Jahre, für die er gewählt war, mancherlei sehr wichtige Geschäfte, die er an seinem Wohnort verrichten konnte, zu vollziehen; sondern es lag ihm auch ob, in derselben Zeit „*jedes Kirchspiel des Synodalbezirks wenigstens einmal zu besuchen*“. – Durch die Übernahme dieses so nötigen und wichtigen Aufseheramtes war Wyneken ungefähr ein solcher „Superintendent“ geworden, wie er denselben schon 1841 gewünscht; nur dass sein Bezirk viel größer war, als es ihm damals vor Augen geschwebt hatte.

Nach der Teilung der Synode in vier Bezirke wurde Wyneken 1854 wiederum gewählt, und zwar nun zum „*Allgemeinen Präses*“. Obwohl die Synode sehr zugenommen hatte und die Gemeinden in den Vereinigten Staaten und in Kanada weit umher zerstreut lagen, blieb dem Präses die Pflicht, binnen drei Jahren alle Parochien zu besuchen, Gemeinden, Pastoren und Schulen und visitieren [das ist: beaufsichtigen, prüfen], „*womöglich in jeder Gemeinde selbst eine Predigt zu halten*“ und auch außerdem „*möglichst ohne Verzug persönlich zu erscheinen, wenn dies in irgendeiner Gemeinde des Synodalsprengels zur Hebung eingetretener Missverhältnisse usw. begehrt*“ wurde. Dazu sollte er die Pastorkonferenzen und die Versammlungen der Bezirkssynoden besuchen, auf Begehren „*Rat und Antwort erteilen*“ usw. Es war viel, was die Synode von ihrem Allgemeinen Präses beehrte; aber Wyneken versuchte es ernstlich, ihr diese wichtigen Dienste zu leisten; und er tat es so sehr zur Zufriedenheit derselben, dass sie ihn 1857 abermals wählte. Doch die Synode war nun so groß geworden, dass es einem Mann, auch bei bester Gesundheit und stetiger Tätigkeit, nicht möglich war, innerhalb von drei Jahren alle Gemeinden, Konferenzen und Bezirkssynoden zu besuchen. Es wurde deshalb damals beschlossen, dass die vorgeschriebenen Visitationen innerhalb von sechs Jahren zu geschehen hätten.

Da es Wyneken unmöglich war, bei seinen vielen Präsidialgeschäften auch noch als Pastor der Dreieinigkeitsgemeinde in St. Louis in irgendwelcher Weise zu amtieren, zumal er durch Krankheit sehr gelitten hatte, so verließ er 1859 diese Stadt und zog

mit den Seinen nach dem lieben Adams County, wo er in Pastor *Jäbkers* Gemeinde, für den er je zuweilen predigte, den folgenden Winter verlebte. Im Frühjahr 1860 bezog er dann ein kleines Landgut in der Nähe von Fort Wayne, das ihm einige wohlhabende Freunde geschenkt hatten, und wohnte auf demselben bis 1864. Er blieb jedoch nach wie vor Pastor der Dreieinigkeitsgemeinde in St. Louis; denn Pastor *G. Schaller*, den dieselbe 1854 berufen hatte, sollte nur der Vikar Wynekens sein, den sie über kurz oder lang wiederzuerlangen hoffte.

Als die Generalversammlung der Synode im Jahr 1863 zu Fort Wayne abgehalten wurde, wünschte Wyneken sehr, des Präsidiums enthoben zu werden. Die übermäßige Anstrengung, die vielen Reisen usw. hatten ihn vor der Zeit alt gemacht; er sehnte sich nach Ruhe und bedurfte ihrer auch. Dennoch ließ er sich durch die Bitten der Synode bewegen, das wichtige Amt noch ein Jahr zu verwalten. Erst 1864 wurde sein Wunsch erfüllt, indem die Synode wieder Professor *Walther* zum Allgemeinen Präses wählte und dessen Funktionen in einer anderen Weise regelte.

Vierzehn Jahre lang hat also der teure Wyneken das überaus wichtige Amt eines Synodalpräses verwaltet.

Wie er selbst sein Amt ansah, das bezeugen nicht nur viele seiner Briefe (namentlich an die Synodalgemeinden), sondern auch und vornehmlich die Reden und die Berichte, die er bei Eröffnung der Allgemeinen Synodalversammlungen hielt und vorlegte. Sie sind und bleiben liebliche und kräftige Zeugnisse von dem lauterem Sinn, von der herzlichen Liebe, von dem großen Ernst und Eifer, von der durchweg evangelischen Richtung unseres teuren Wyneken.

Der Segen, den Gott durch ihn, solange er Präses war, der ganzen großen Synode hat zufließen lassen, ist in dieser Kürze nicht zu erkennen, viel weniger zu schreiben. Dass die Missouri-Synode die evangelische Richtung eingeschlagen hat, die sie jetzt vor vielen anderen kirchlichen Körperschaften so vorteilhaft auszeichnet<sup>6</sup>, das hat sie in einem ganz bedeutenden Maße ihm zu verdanken. Bei Synoden und Konferenzen, auf Studierstuben und in Gemeindeversammlungen hatte er hundertfältige Gelegenheit, vor gesetzlichem Wesen zu warnen, evangelische Praxis zu zeigen und auf sie zu dringen. Wie oft ist er als ein Zeuge Gottes bei Synodalversammlungen aufgetreten und hat mit wenigen, oft derben, aber stets kräftigen und wirksamen Worten das rechte Ziel, den rechten Weg gezeigt! *Der Herr hatte auch ihn als sein Werkzeug in diese zahlreichen Konzilien gestellt, um das Wort laut und deutlich erschallen zu lassen, – um der amerikanischen Kirche das ewige Licht seines Wortes hell und klar wiederzugeben!*

Und viel öfter noch als auf Synoden hat er in Gemeindeversammlungen tapfer gegen die Sünde, gegen den Geiz, das Saufen, die Selbstgerechtigkeit gezeugt, – die Wahrheit bekannt und verteidigt, – der Gesetzestreiberei einen Todesstoß gegeben, – die evangelische Freiheit gezeigt, gepriesen und ihr zum Siege geholfen, – die Mutlosen ermuntert, die Traurigen getröstet und – die großen Heiligen zu Boden geworfen. Mit großer, sehr großer Geduld konnte er den Schwachen, den Unwissenden, den Gefallenen helfen und sie zurecht bringen; da scheute er weder Zeit noch Mühe, weder Hitze noch Frost. Mit gewaltigem Ernst aber trat er den Klugen, den Hoffärtigen, den Selbstgerechten, allen mutwilligen Sündern entgegen. Dabei kannte er kein Ansehen der Person. Ob jemand reich oder arm, von der Welt geehrt oder verachtet war, das war ihm alles gleich; jeder bekam die Wahrheit zu hören, die

---

<sup>6</sup> Die Biographie wurde 1877 geschrieben. Heute sieht es leider auch in der Missouri-Synode sehr anders aus; sie ist durch eingedrungene falsche Lehre innerlich zerrissen, hochkirchliche Tendenzen machen sich ebenso breit wie liberale und charismatische. Allerdings gibt es auch noch viele bibel- und bekennnistreue Kreise in der Lutheran Church – Missouri Synod (LCMS).

ihm zur Zeit, nach Wynekens Überzeugung und bei seinem großen Scharfblicke, am heilsamsten und nötigsten war.

Ganz so hielt er es auch mit den Pastoren und Schullehrern. Gern erkannte er Fleiß, redliches Streben, gelungene schwache Versuche an, – bereitwilligst entschuldigte er, was aus Schwachheit gefehlt war; aber er strafte auch ernstlich alle falsche Gesetztreiberei in den Predigten, alles unevangelische Wesen in der Gemeinderegierung, in der Sammlung von irgendwelchen Geldbeiträgen usw. Den Pastoren, welche nicht fleißig studierten, die Gemeinden tyrannisierten, sich der Welt gleich stellten usw., war er ein scharfer, ein unwillkommener Präses; aber den Betrübten ein Tröster, den Verzagten eine Stütze, den Angefochtenen ein Berater. Ihm waren fast alle Pastoren und Lehrer, die in jener Zeit zur Synode gehörten, durch seine Visitationen bekannt; er war in ihren Häusern gewesen, hatte ihre Familien kennen gelernt; er kannte ihre Freuden und Leiden, ihre Kämpfe, Niederlagen und Siege. Bei allen (wohl nur ganz wenige ausgenommen) war er als ein Vater willkommen; wo sie mit ihm zusammentrafen, war auf beiden Seiten herzliche, innige Freude. Wahrlich, eine solche, auf rechten Glauben und wahre Liebe gegründete Verbindung, wie sie zwischen Wyneken und den Synodalen bestand, ist nach der Apostelzeit nur im Zeitalter der Reformation auf Erden gewesen! Das sage ich nicht, um irgendeinen Menschen, auch Wyneken nicht, ungebührlich zu ehren; das sage ich dem großen Gott zu Ehren, der uns den teuren Mann gegeben und uns durch ihn so reichlich gesegnet hat.

Und auch die allermeisten Gemeinden, die Wyneken als Präses besucht hatte, gedachten seiner in größter Liebe und Hochachtung. Freilich hat man ihn an einigen Orten nicht gern gesehen, weil er die Zustände, die er fand, mit rechtem Namen nannte und Übelstände, wenn es not war, schonungslos aufdeckte. Im allgemeinen aber war er überall willkommen, weil auch der wenig Geförderte, der noch Erkenntnisarme, der Bedenkliche, der Misstrauische bald erkennen musste, dass der Mann es gut meinte, nur den wahren Nutzen, das ewige Heil der Gemeinde wollte, – dass er nicht herrschen, sondern nur dienen wollte.

Besonders waren es die Alten, die sich bald in brüderlicher Liebe zu ihm hingezogen fühlten und die mit Vergnügen vom „alten Präses“ erzählten, der „plattdeutsch“ mit ihnen geredet, sie auf die Schulter geklopft, bei der Hand ergriffen und ihnen dann gehörig die Wahrheit gesagt, sie mit lachendem Munde gescholten und ihnen einen Stachel ins Gewissen geschoben hat. – Solange Leute lebten, die den „alten Präses“ in ihren Gemeindeversammlungen und auf ihren Kanzeln gesehen hatten, sagte man auch von ihm: *Er war ein würdiger Knecht des großen Gottes und ein treuer Diener seiner Synode.*

An allen Kämpfen der letzteren hat er redlich teilgenommen. Er war, nach der Art der Gaben, die ihm Gott verliehen, immer unter den Vordersten im Kriege des Herrn. Er hat auch nach außen hin den Namen seines Heilandes treu und tapfer bekannt und willig die Schmach getragen, die um deswillen auf ihn fiel.

Im Jahr 1851 reiste er mit Prof. *Walther* nach Deutschland. Beide sollten als Delegaten der Synode es versuchen, den bisherigen Freund und Wohltäter derselben, Herrn Pfarrer *W. Löhe*, von seinen romanisierenden und judaisierenden Irrtümern abzubringen und für die volle evangelische Wahrheit zu gewinnen. *Löhe* ließ zwar damals eine Prachtnummer seiner „*Kirchlichen Mitteilungen*“ „*Zum Gedächtnis der Anwesenheit der ehrwürdigen Brüder Walther und Wyneken in Deutschland*“ erscheinen, und gab in derselben auch anscheinend der Hoffnung Raum, dass die frühere Einigkeit wiederhergestellt werden würde; aber im Grunde blieb der Riss ungeheilt, trotz aller Arbeit und Mühe, die beide Delegaten anwendeten.

Nachdem beide zurückgekehrt waren, kam zu dem alten Streit mit Grabau, der immer heftiger entbrannte, noch der mit den Iowaern<sup>7</sup>. Durch mündliches und schriftliches Zeugnis hat Wyneken die göttliche Wahrheit mannhaft verteidigt, seine Mitstreiter gestärkt und an seinem Teile die Widersacher überwinden helfen. Er war auch in der Hinsicht ein rechter Synodalpräses.

Wie er zuweilen bei Synodalversammlungen aufgetreten, bei Konferenzen und Visitationen mit den Leuten umgegangen ist, was er da erlebt, gelitten, gesagt hat, das veranschaulichen am besten einige Anekdoten aus jener Zeit.

So ziemlich zu Anfang seiner Präsidialzeit visitierte Wyneken eine weit im Westen gelegene Gemeinde. Die Versammlung währte bis nachts zwölf Uhr. Die Leute redeten sehr heftig, es ging fast tumultarisch zu, und vergeblich bemühte sich Wyneken, den Streit zu schlichten. Ohne eine Versöhnung zustande gebracht zu haben, musste endlich die Versammlung vertagt werden. Während der Pastor der Gemeinde, als der zuletzt Herausgehende, die Lichter in der Kirche auslöschte, stand der Präses in der dunklen Vorhalle. Da hört er, wie einige der heftigsten Gegner, meist junge Männer, auf der anderen Seite der Straße gewaltig über ihn räsonnieren und davon reden, ihn durchprügeln zu wollen. Ohne sich weiter zu besinnen, tritt Wyneken plötzlich vor sie und sagt: „*Jungens, ick will ju mal wat seggen: Ick fürchte mi vor den Düvel nich, un ji meent, dat ick mi vor ju fürchten scholl! Ji sin ja ganz erbärmliche Kerls*“ usw. Er hält ihnen eine derbe Strafpredigt und geht dann ruhig hinweg. Verdutzt schauen die Männer einander an; sie hatten Respekt vor dem plattdeutschen Präses bekommen und bewiesen diesese in der Nächsten Versammlung damit, dass sie sich ruhig fügten. Einer von ihnen wurde später ein wackeres Mitglied der Gemeinde.

Im Jahr 1860 oder 1861 war er in K., um in den folgenden Tagen einen Versuch zu machen, den Beichtstreit in F. beizulegen. Auf dem Hofe eines Gemeindegliedes ging er mit Pastor J. auf und ab, die traurigen Vorgänge in der Gemeinde erwägend. Dabei schnitzte er mit seinem Messer an einem Stückchen Holz. B., ein Hauptbeichtstreiter, mit dem kurz zuvor schon gehandelt worden war, lief ihm hier nach und schrie: „Pastor J. hat falsche Lehre von der Privatbeichte geführt!“ Wyneken ging, ohne sein Schnitzen zu unterbrechen, ruhig weiter und sagte nur: „*Sie lügen!*“ B. wurde darüber noch eifriger und schrie erbittert: „Pastor J. hat dennoch von der Privatbeichte falsch gelehrt!“ Wyneken wiederholte ruhig und kurz: „*Sie lügen!*“ Der hochmütige B. wurde nun zornig und polterte: „Ich glaube, sie fürchten sich vor mir, denn Sie bleiben nicht einmal stehen!“ Da drehte sich Wyneken, elastisch wie ein Jüngling, rasch um und sagte nachdrucksvoll: „*Hören Sie, B., ich fürchte mich vor dem Teufel nicht; viel weniger vor seinen Schuppen!*“ Der eben noch so mutige B. erschrak und zog sich eilig zurück.

Als nun die Verhandlungen in F. beginnen sollten, hatte Wyneken selbst eine solche Angst, dass ihm sein Herz laut pochte. Im Begriff, zur Kirche zu gehen, sagte er zu Pastor J.: „Nehmen Sie Luthers Büchlein von der Beichte, sowie Feder und Tinte mit. Ich werde Ihnen zunächst drei Fragen diktieren. Diese lege ich dann den Leuten vor, und *darin sollen sich die Kerle entweder das Leben holen oder den Tod fressen!*“ – Nachdem die Gemeindeversammlung eröffnet war, legte sich Wynekens Angst und er

---

<sup>7</sup> Die „Iowaer“ waren eingewanderte Deutsche, die theologisch mit Löhe übereinstimmten und nun eine Synode gründeten, die seine Ansichten vertrat, also vor allem meinten, dass die biblische Lehre mit der Zeit erst entwickelt werde, daher auch die Lehre der Bekenntnisschriften auch in den dort dargelegten Artikeln „fortentwickelt“ werden müsse; die auch Löhes chiliastische Tendenzen zumindest duldeten und der Kirchenverfassung eine große Rolle zumaßen, ebenso das Amt gegenüber der Gemeinde hervorhoben. Später mit ihnen geführte Lehrverhandlungen führten zu keiner Einigung. [Anm. d. Hrsg.]

war wieder der unerschrockene Held. Er diktierte die drei Fragen und begehrte nun Antwort auf die erste derselben: *„ob Luther recht von der Beichte gelehrt habe?“* Die Widersacher der Privatbeichte merkten bald, wo das hinaus wollte, und der obenerwähnte B. rief grimmig: „Leute, der Fuchs will uns fangen.“ Aber nun verlas Wyneken Luthers Lob der Privatbeichte und hielt dann eine solche Herz und Mark durchdringende Rede, dass alle Widersacher hinaus liefen und für immer draußen blieben. Der Friede war nun hergestellt.

Im Jahr 1863 war eine Pastoralkonferenz in Kirchhayn, Wisconsin, versammelt, an der auch Dr. S. und mehrere norwegische Brüder teilnahmen. Präses Wyneken hatte gleichfalls sein Kommen in Aussicht gestellt; aber am Abend vor Beginn der Verhandlungen fehlte er noch. Es dunkelte bereits, und schon meinten die Versammelten, sie würden dieses Mal die Freude nicht haben, den vielgeliebten Präses in ihrer Mitte zu sehen. Da klopf'ts auf einmal ans Fenster und eine Stimme ruft: „Ist noch Platz im Camp?“ Alle erkannten die Stimme sofort, sprangen auf und riefen: „Unser Präses ist da!“ Mit einem *„Hurra, da seid ihr ja!“* trat er ein und ward mit Jubel begrüßt.

Bei einer Visitation lief ihm ein aufgeblasener Mensch nach und rief: „Herr Präses, ich bin auch einer von denen, die in Deutschland so wider die Union gekämpft haben!“ Wyneken drehte sich um und sagte ruhig: *„Wollte Gott, Sie hätten recht wider Ihren alten Adam gekämpft!“* Der tapfere Unionsbekämpfer zog mit einem langen Gesicht ab.

In einer Gemeinde hatte er sehr über den Geiz der Leute zu klagen. Wie sie sagten, so hatten sie kein Geld, um für Arme etwas aufzubringen, für allgemeine kirchliche Zwecke beisteuern zu können; sie konnten nur kleine Kollekten aufbringen und mussten sich damit trösten, dass der Herr auch das Scherflein der Witwe angesehen hatte. Wyneken kannte sie aber. Um sie zu beschämen, sagte er: *„Nu, dann lasst's beim Cent! Gebt meinewegen einen halben Cent; und wenn ihr halbe Cente nicht habt, so können ja immer zwei in Kompagnie einen ganzen Cent geben!“*

Bei einer anderen Visitation waren in einer alten Gemeinde mancherlei Streitigkeiten zu untersuchen, die zwischen einzelnen Gliedern und Parteien in derselben schon längere Zeit Unheil gestiftet hatten. Es stellte sich je länger desto mehr heraus, dass es nur erbärmliche Lumpereien waren, über welche die Brüder miteinander haderten. Wyneken sagte ihnen, dass es läppisch und kindisch sei, nur überhaupt über solche Dinge zu streiten; noch läppischer und kindischer aber, sie gar vor den Präses zu bringen. Er ermahnte sie, die Sachen zu begraben und sich zu vertragen. Aber, o weh! Da waren die Leute beleidigt; jeder wollte „sein Recht“ haben und „die Sünde des Nächsten“ bestraft wissen. Eine schreckliche Selbstgerechtigkeit offenbarte sich immer deutlicher. Da sagte Wyneken endlich entrüstet: *„Ich wollte, ihr großen Heiligen tätet einmal eine rechtschaffenen große Sünde, damit ihr lerntet, was eigentlich Sünde ist; so aber ersauft ihr in eurer großen Frömmigkeit!“*

Bei einer Visitation in H.C., Ohio, begleitete ihn L. aus C. Nach vollendetem Gottesdienst wurde die Predigt rezensiert, wobei alle Beteiligten im Grase lagen und sich die Sonne, die lange versteckt gewesen war, auf den Rücken scheinen ließen. L. meinte dann, das Gesetz sei doch wohl ein bißchen zu scharf gepredigt worden. *„Ei, beileibe nicht!“* rief Wyneken aus. *„Nein, nein; das Gesetz kann man gar nicht scharf genug predigen! Ja, nur recht scharf, damit die Leute aufwachen und aus ihrer Sicherheit herauskommen! Aber freilich, danach muss man auch allen Fleiß anwenden, das Evangelium recht voll, lieblich und freundlich zu predigen, damit die Sünder einen Mut fassen und sich, wie sie sind, in Gottes Gnadenarme werfen!“*

Auch die Schulen visitierte er sorgfältig. Gern lauschte er auf den Gesang der Kinder; und sangen sie ein Lied nach seinem Gefallen, so bat er auch wohl, es zu

wiederholen. So tat er einst in der Schule des Pastors Str. Die Kinder hatten fein und andächtig gesungen: „Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfassen“ usw. Er begehrte das herrliche Lied noch einmal zu hören; mit Freuden wurde seine Bitte erfüllt.

Öfters hatte er Ursache, mit der Schulzucht *nicht* zufrieden zu sein. Alle Unordnung, alles liederliche, leichtfertige Wesen war ihm verhasst; dagegen liebte er Pünktlichkeit, Ordnung und stramme Disziplin. – Noch mehr aber verlangte er Barmherzigkeit gegen die Kinder von den Lehrern. Er sagte wohl, auf seine reiche Erfahrung gestützt: *„Mir ist selten ein barmherziger Schulmeister vorgekommen!“* Dabei klagte er aber auch sich selbst an und bedauerte, dass es ihm so sehr an der barmherzigen Geduld und tragenden Liebe fehle. –

War die Visitation vorüber, so konnte er den Gemeinden und Pastoren die ungeschminkte Wahrheit sagen, ohne dadurch zu verletzen. So erzählte zum Beispiel Pastor I. folgendes von ihm: „Als Wyneken die erste Visitation bei mir hielt, war ich noch ein junger Prediger. Nachdem Gottesdienst und Gemeindeversammlung vorüber waren, nahm er mich beim Arm und sagte: ‚Jetzt wollen wir ein wenig in den Busch gehen.‘ Dort angelangt, setzte er sich auf einen am Boden liegenden Baumstamm, legte dann die Hand auf mein Bein und sagte: *„Mein lieber I., jetzt bin ich Präses und hobele Sie; wenn sie einmal Präses sind, dann hobeln Sie mich.‘* Und nun hielt er mir mit väterlichen Worten dieses und jenes Verkehrte vor und gab mir in solch einer Weise Anleitung, es besser zu machen, dass ich ihn mit jedem Augenblicke lieber gewinnen musste.“

Bei einer anderen Visitation sagte er einem jungen Prediger nach dem Gottesdienste: „Mein lieber L., über die Predigt habe ich mich gefreut; nur der Schluss war schrecklich! Wissen Sie, wie mir derselbe vorkam? Gerade so, als wenn jemand den Säuen das beste Futter in den Trog schüttet und sie dann herbeilockt, dass sie fressen sollen. Sobald sie aber kommen und die Schnauze in den Trog stecken wollen, haut er mit dem Knüppel über dieselbe, dass sie erschrecken und schreiend davon laufen. Sehen Sie, man muss den Sündern nicht bloß die himmlischen Schätze zeigen; man muss sie auch ermutigen, *dass sie dieselben ergreifen und mit nach Hause nehmen!“*

Auf der Synode in I. war viel vom Beisteuern zu kirchlichen Zwecken die Rede. Es wurde manches gesagt, das so lautete, als könnte und wollte man das Geben der Christen kontrollieren. Wyneken sprach sich entschieden dagegen aus, wollte jedermann die Freiheit gelassen wissen, nach eigenem Ermessen zu geben, und schloss endlich mit den Worten: *„In meinen Geldbeutel lasse ich niemand hineingucken!“*

Lehrreich, ermunternd, tröstlich und behaltenswert sind viele seiner treffenden Aussprüche, deren er sich auf Synoden und Konferenzen, in Gesellschaften und im Privatgespräch bediente, und die ungesucht und ungeahnt, ganz ursprünglich, aus seinem Herzen entquollen.

Einst hatte er eine recht fröhliche und tröstliche Predigt gehalten. Nach derselben kam S. und klagte ihm, wie es ihm so schwer falle, das Evangelium recht einfältig zu glauben. „Ja,“ sagte Wyneken seufzend, „es geht mir gerade so!“ „Wie?“ entgegnete S., „Sie haben ja eben ganz fröhlich gepredigt!“ – „Ei, denken Sie denn, dass ich das so fest glaube, was ich eben gepredigt habe?“ sagte Wyneken; und setzte hinzu: *„O, wer doch allezeit so recht fest glauben könnte!“* – So war er sich seiner Schwachheit stets bewusst.

Ein anderes Mal sagte er traurig: *„Ich darf gar nicht mehr zur Beichte gehen. Ich verspreche immer Besserung; aber es wird nichts daraus.“*

Oft überfiel ihn plötzlich eine große Angst und Betrübnis.

Einmal kam er nach A., um während der Vakanzzeit eine Predigt zu halten. Lehrer B. holte ihn vom Bahnhof ab und brachte ihn in Herrn P. Haus, wo die Vakanzprediger ihr Quartier hatten. Dort saßen sie auf der Bank vor dem Hause und redeten von diesem und jenem. Als B. dabei gewisse Besorgnisse ausspricht, fängt Wyneken an, ihn vortrefflich zu trösten. Als er das getan, sagt er unerwartet: „So, nun trösten Sie mich; ich weiß mir selber nicht zu raten und zu helfen! *Sagen Sie mir wenigstens ein Sprüchlein.*“ B., erst etwas überrascht, den Präses trösten zu sollen, sagt ihm dann: „Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von aller Sünde.“ Und dann war er wieder beruhigt.

Im Umgange mit den Leuten ließ er jedoch selten merken, was sein Herz beschwerte; da trat mehr das Gemütliche, der treffende Witz hervor.

Einst hatten er und Professor C. Herrn Pastor I. bei Fort Wayne besucht. Auf dem Rückwege kehrten sie bei dem Farmer Konrad T. ein. Es war um die Erntezeit, und T. Leute klagten, dass sie mit der vielen Arbeit nimmer fertig werden könnten. Professor C. tröstete sie damit, dass es ihm geradeso ginge. Da lachte Wyneken und sagte: „*Ja, so geht es euch Bauern und Professoren; ihr wollt eben alles selbst tun und Gott gar nichts tun lassen!*“

Als P. Lindemann im Oktober 1864 in Fort Wayne Abschied von ihm nahm, sagte er freundlich: „Nun will ich Ihnen zuguterletzt auch noch einen prächtigen Rat geben. Wenn Sie nach A. kommen, so werden Sie da viele dicke Steine finden, vielleicht auf Ihrem Wege. *Wenn Sie die nicht heben können, so lassen Sie sie liegen und gehen Sie hübsch drum 'rum!*“ Ein vortrefflicher Rat eines alten erfahrenen Mannes. Sein Andenken sei uns gesegnet.

## Der Hausvater

Wir haben bisher den lieben Wyneken nur in seiner amtlichen Wirksamkeit, als <sup>W</sup>Missionar, Pastor und Präses, kennen gelernt; es wird Zeit, dass wir auch einmal in sein Haus hinein schauen und sehen, was er als „Hausvater“ gewesen.

Am 31. August 1841 hatte er sich mit der Jungfrau Maria *Sophie* Wilhelmine *Buuck*, der zweitältesten Tochter jenes „Vater Buuck“, der ihn in Adams County zuerst aufgenommen, verehelicht. Die Trauung vollzog Pastor *Knape*. Gleich nach der Hochzeit trat Wyneken seine Reise nach Deutschland an, wohin seine junge Frau ihn begleitete. Dort wurde ihm auch am 23. Mai 1842 seine älteste Tochter, *Luise*, geboren, der dann im Laufe der Jahre noch zwölf Kinder folgten.

Am 15. Dezember 1844 schenkte ihm Gott zwei Knäblein auf einmal, *Martin* und *Henry*. Nachdem dieses Ereignis bekannt geworden war, kam ein armer Mann in sein Haus, um ihn wegen des starken Familienzuwachses zu trösten. „Wat schall man maken,“ sagte er treuherzig, „man mot dat Krüz wol drägen. De leeve God ward se ja nich umkommen laten!“ Wyneken lachte laut auf, als er diesen unerwarteten Trost bekam. Wahrlich, er bedurfte eines solchen nicht; denn er hielt sich gerade durch die Geburt dieser Kinder für unermesslich beglückt und reich. Seiner teuren Mutter schrieb er damals: „*Nie war ich glücklicher als heute! Nie ward ich zu einem Weihnachtsfeste reichlicher beschenkt! Der treue Gott hat mir zwei gesunde Knäblein beschert, und diesem Ereignis zu ehren lasse ich auch etwas drauf gehen: Auf meinem Tische brennen zwei Talglichte!*“

Mit innigster Liebe hing Vater Wyneken an all seinen Kindern. Sie waren sein Reichtum und seine Freude. Er sah in ihnen lautredende Beweise der Vätergüte seines Gottes, und mit großem Ernst und Fleiß suchte er sie auch zur Ehre desselben

zu erziehen. Die moderne läppische Süßtuerei mit den Kindern hasste er; aber er war stets freundlich und gütig gegen sie. Gern machte er ihnen eine kleine Freude, scherzte und spielte auch mit ihnen, solange sie klein waren. Ein Schaukelpferd, von Herrn *Bosse* gefertigt, stand den Knaben nebst anderen Spielgeräten zu Diensten, und jede Christbescherung wenigstens vermehrte dieselben.

Als zu Weihnachten 1848 ein Hausfreund seinen Kindern einen „Christgarten“ mit einer „Krippe“, mit den Hirten im Felde und den drei Weisen gemalt und aufgestellt hatte, freute er sich selbst ganz kindlich darüber. Er erklärte den Kleinen die einzelnen Figuren, erzählte die Weihnachts- und Epiphaniageschichte und war mit ihnen fröhlich wie ein Kind am Christfest. Als nachmittags englisch redende Besucher kamen und meinten, eine solche Darstellung sei „katholisch“, lachte er sie aus und sagte: „Mit dem Ding ziehe ich in der Welt umher und lasse es sehen, wenn ich einmal nicht mehr predigen kann!“

Mit Ernst und Nachdruck forderte Wyneken Gehorsam von den Kindern, namentlich auch Gehorsam gegen die Mutter; er litt keinen Widerspruch und strafte auch mit der Rute, wenn der alte Adam auf Anerkennung und Berücksichtigung pochte. War aber der Zweck erreicht, dann war auch der Papa wieder gut, und er hielt sich nun umso freundlicher gegen das gestrafte Kind, damit es ihm im Herzen nicht etwa entfremdet würde.

Ein treuer, liebevoller Vater war Wyneken allezeit gegen seine Kinder, wie er denn auch stets gegen seine Frau ein überaus herzlicher Mann war. Die Ehe dieser beiden Leute war in mehr als einer Hinsicht eine sehr glückliche. Man wusste oft nicht, was sich in ihrem gegenseitigen Verhalten am meisten geltend machte, die Liebe oder die Hochachtung. Gewiss war beides in hohem Maße vorhanden, und das eheliche Glück, welches der teure Mann genoss, trug viel dazu bei, dass er bei steten Anfechtungen, großen innerlichen Kämpfen und vielem äußerlichen Streit immer heiter blieb. Er bekannte das auch zumeilen, dass er Gott nicht genug für die Gehilfin danken könne, die er ihm beschert. Gern scherzte er mit seiner Gemahlin; oft hörte man ihn in guter Laune sagen: „Weib, dein Name ist Widerspruch“; aber nie hat man ihn albern und tändelnd oder hart und unzart gesehen. Er war auch in der Familienstube ein Charakter, seinen Hausgenossen und der Gemeinde ein Vorbild.

Alle Morgen hielt er mit den Seinen *Hausgottesdienst*. Erst wurde ein Lied gesungen, wozu in Baltimore eine Anzahl der kleinen Raumerschen Gesangbücher im Familienzimmer bereit lagen. Dann las er einen Abschnitt aus der Heiligen Schrift, und nun knieten alle nieder, um Gott zu danken, um Fürbitte für Kirche und Staat, für Synode und Gemeinde, für Arme, Kranke usw. zu tun. Er sprach damals das Gebet frei aus dem Herzen; aber es war einfältig und kräftig. Wyneken war überhaupt ein ernster Beter, der seine Gemeinde, die Kirche, die Obrigkeit auf betendem Herzen trug und aus Erfahrung den Gott kannte, der Gebete erhört.

Bei Tisch betete er vor und nach dem Essen; aber das Verlesen eines Schriftabschnittes nach der Mahlzeit begann er erst später.

Im Essen und Trinken war Wyneken sehr einfach und mäßig. Stets waren die sorgfältig bereiteten Speisen in hinreichender Menge vorhanden, um alle Tischgenossen zu sättigen; aber Leckerbissen gab es nicht. Als Getränk gab es jahraus, jahrein nur Wasser. Erst nachdem er Synodalpräses geworden war und als solcher mancherlei Gäste zu beherbergen hatte, wurde sein Tisch öfter etwas reichhaltiger besetzt, und es kam auch wohl eine Flasche Wein auf denselben. In den letzten Jahren seines Lebens bedurfte er des Weins zu nötiger Stärkung; aber stets begnügte er sich mit kleinen Mengen. Er war kein Antialkoholiker, aber im Genuss geistiger Getränke hielt er sich sehr mäßig und vorsichtig. Nie bemerkte man bei ihm

die geringste unordentliche Wirkung des Weins; und er trat entschieden auch öffentlich auf gegen den Besuch öffentlicher Trinklokale seitens der Pastoren und Lehrer.

Außer der Familie waren in Baltimore eine Zeitlang regelmäßige Kostgänger am Tisch. Der eine derselben war seit 1847 Pastor A. *Hoyer*. Er missionierte in Maryland, hatte einige kleine Gemeinden gesammelt und gab sich viele Mühe, dieselben zu bedienen. Seine Station hatte er damals bei Wyneken, und auch später noch, als er bereits in *Catonsville* eine eigene Junggesellenwirtschaft begründet hatte und „sich selbst kochte und speiste“, sprach er sehr häufig vor. – Der andere Kostgänger war der Schullehrer L. in den Jahren 1848 und 1849. Beide bewohnten ein Dachzimmer miteinander, benutzten ein Bett und freuten sich königlich, dass sie mit Wyneken unter einem Dach leben durften.

Über dem Essen wurde meistens von göttlichen Dingen oder geschichtlichen Ereignissen geredet; gewöhnliche Stadt- und Straßenneuigkeiten fanden keine Beachtung.

*Hoyer* war vielfach nur zum Essen da; dann gab's aber desto mehr zu erzählen, und bei Tisch wurden Reisepläne, Missionserfolge, Abenteuer usw. bunt durcheinander zum Besten gegeben. Auch viel Sprachliches wurde verhandelt; denn *Hoyer* studierte mit Eifer das Englische und hatte immer tausend Fragen über Ableitung und Bedeutung der Wörter, wie über deren Ähnlichkeit mit gutem Plattdeutsch.

Einmal erzählte Wyneken mittags, wie roh und grob ein Prediger in Amerika oft behandelt werde, und zwar nicht bloß von Einzelnen und auf der Straße, sondern selbst in Gemeindeversammlungen. L. war darüber empört und äußerte in jugendlichem Eifer: „Ei, dem muss man doch steuern und wehren können! Das muss anders werden!“ Da lachte er und sagte: „Ja, als ich so alt war, wie Sie jetzt sind, da dachte ich, ich könnte in das Weltrad hineingreifen und ihm eine Richtung nach meinem Wunsche geben; jetzt lasse ich es schnurren, wie es will; *und Sie werden das auch lernen müssen!*“

War nun schon für gewöhnlich das Leben in Wynekens Hause äußerst angenehm und der tägliche Umgang mit ihm anregend, fördernd, interessant, so war dieses noch viel mehr der Fall, wenn „Fremde“ hinzukamen, die fast ständig ab- und zuginen. Und nicht allein Lutheraner kamen, sondern auch Reformierte, der Episkopalkirche Angehörige und noch andere. Obwohl Besucher dieser Art Wynekens kirchliche Stellung und seine lutherische Entschiedenheit gar wohl kannten, so wollten sie doch entweder den wackeren Zeugen Christi einmal sehen und sprechen, oder sie kamen wieder, weil seine herzliche Freundlichkeit, sein offenes, männliches Wesen ihnen Liebe und Hochachtung abgenötigt hatte. Auch Leute, die der Kirche noch ferne standen, besuchten ihn, und keiner derselben ging wieder fort, ohne von ihm ein ernstes Wort gehört zu haben.

Zu den vorsprechenden „Fremden“, die wohl der Kirche dienten, aber doch Wynekens Überzeugung nicht teilten, gehörte z.B. *Dr. Schaff* aus Mercersburg, Pennsylvania, Past. *Friedner* aus Kaiserswerth in Deutschland, Prof. *Fisk*, der an einer amerikanischen Anstalt wirkte, aber Griechenland durchforscht hatte und das, was er gesehen, prächtig schildern konnte. – Der in Baltimore angestellte Judenmissionar *Neuhaus* sprach öfter vor; ebenso *Dr. Morris*, Pastor der englisch-lutherischen Gemeinde. Die übrigen Herren in Baltimore aus dem Lager der Generalsynode scheuten den ernsten Bekenner der Wahrheit und suchten seine Nähe nicht.

Mit Professor *Biewend* aus Washington, District of Columbia, wurde ein freundschaftlicher Verkehr mit Fleiß gepflegt; wenigstens einmal des Jahres war die ganze Familie anwesend, und Vater Wyneken konnte dann auch nach Herzenslust wieder einmal von dem Französischen Gebrauch machen, das er sehr geläufig sprach.

Zusammenfassend: Wynekens Haus war ein sehr offenes, und er in demselben ein sehr zuvorkommender Wirt, der von seiner Armut gerne gab und das Geringe, was er zu bieten hatte, in solcher Weise präsentierte, dass man es gerne annahm, mit Vergnügen zulagte und sich bald ganz heimisch fühlte.

Mit allen, die sein Haus betraten, auch mit redlichen Gegnern, verkehrte Wyneken sehr frank und frei, wie auch sehr liebenswürdig. Keineswegs wurden stets theologische Dinge besprochen, man kam von einem Gebiete auf das andere, jeder gab zum Besten, was ihn bewegte; Wyneken selbst trug stets das meiste zur angenehmen Unterhaltung bei. Mehr noch als seine Studien hatten seine Reisen in Europa und Amerika und seine mannigfachen Erlebnisse ihn geschickt gemacht, stets Altes und Neues in lieblicher, anziehender Weise mitzuteilen. Und wie er selbst einen feinen, treffenden Witz besaß und davon Gebrauch machte, so sah er es auch gern, wenn seine Gäste heiter waren, ihren Witz sprudeln ließen und ihre neckische Laune an ihm selbst erprobten.

Gern erinnerte Wyneken sich an seine Jugendzeit. Von der (damals noch lebenden und) noch immer innig geliebten und hochverehrten Mutter, von ihrem strengen Hausregiment, von dem großen Respekt, den „wir Jungens“ vor ihr hatten, redete er mit innigem Vergnügen. Auch von den Brüdern, ihren Studien und Kriegsdiensten, und von den Schwestern, wie sie z.B. in Gegenwart fremder Offiziere arbeiten mussten, wusste er gar manches in unterhaltendster Weise zu erzählen.

Dann wusste er auch aus seinen Studenten- und Kandidatenjahren gar vieles zum Besten zu geben. So z.B., wie er seine erste Predigt gehalten habe. Nachdem er sie wochenlang dem Gedächtnis eingepägt hatte und sie fast ebenso gut rückwärts wie vorwärts hersagen konnte, sollte er sie endlich in einer kleinen Dorfkirche auch halten. Zitternd betritt er die Kanzel und wird sofort inne, dass er unmöglich von seinem Konzept Gebrauch machen könne, denn die Emporkirchen reichten fast bis dicht an die Kanzel heran, und die Bauern können ihm nicht bloß ins Buch gucken, nein, sie können ihm das Konzept wegnehmen. Zagend beginnt er. Jetzt kommt ein Bibelspruch; da – was ist das? – die ganze Gemeinde fällt ein und sagt den Spruch mit her. Er hat das noch nie gehört; es überrascht ihn; aber er weiß, wo er fortzufahren hat. Er predigt weiter, bis wieder ein Spruch kommt; wieder fällt die ganze Gemeinde ein; aber es ist ihm nun schon nicht mehr so störend; - und kommt endlich glücklich zu Ende und – hat von da an Mut und Freudigkeit, öffentlich aufzutreten.

Auch seine Reise nach Frankreich und Italien – den ersten Anblick der Alpen, des Meerbusens von Genua – den Aufenthalt in Nizza und vieles andere, damit zusammenhängende, wusste er lebhaft zu schildern.

Noch interessanter aber waren die Mitteilungen aus seinem Missionsleben und seinen Erfahrungen im Westen. Für alles hatte er Augen gehabt; auch scheinbar geringe Dinge waren ihm wichtig genug gewesen, sie zu beachten und zu behalten; darum konnte er nun anziehend und lebhaft erzählen. Vom Wild des Waldes, - von den vielen Putern, die er beim Reiten fast totgetreten, - von den Wölfen, die ihm nachgeheult und im Winter das Haus umschobert hatten, oder wohl gar aufs Dach gestiegen waren, - von Pantheren, die einen jungen Mann aus seiner Gemeinde fast erhascht hätten, - von Jagdabenteuern, von wunderbaren Errettungen (wie z.B. eine Frau mit ihren Kindern eingeschneit und dem Verhungern nahe war, und wie ganz unerwartet ein Jäger einen halben Hirsch vor die Tür warf), - von den Indianern und ihrer die Schweine zeichnenden Königin, - von einsamen und armen, aber auch von ungeschickten und dünkelhaften Ansiedlern und von tausend andern Dingen wusste Vater Wyneken aufs Anziehendste die Seinen zu unterhalten; aber immer geschah es so, dass es eine Beziehung auf Gott oder auf die Gründung und Ausbreitung der Kirche hatte.

Mit innigstem Ergötzen gedachte er der früheren Entbehrungen, seiner Armut, seinen Reisen bei Tag und Nacht, seines Verirrtseins im Walde, seiner Aufnahme in den Blockhütten usw. Eine wahre Seelenfreude aber leuchtete aus seinen Augen, wenn er erzählte, wie damals so viele Leute das Wort Gottes mit großer Begier aufgenommen; wie sie bis in die Nacht hinein von Gottes Wort miteinander geredet hätten; wie selbst die Frauen oft bei den schlechtesten Wegen viele Meilen weit zu Fuß gekommen wären, um die Predigt zu hören; wie die Leute weder Sturm noch Wetter gescheut hätte, um mit ihm zusammen zu treffen. „O, das war eine schöne Zeit!“ rief er dann vergnügt aus.

Bei allem Erzählen, ja selbst bei allem Scherzen fühlte man immer durch: Das ist ein tiefster Mensch, der in Gott Frieden hat.

Wie Wyneken das Wort Gottes: „*Ein Bischof soll gastfrei sein*“ (1. Tim. 3,2) wohl beherzigte und übte, so tat er es auch mit dem: „*Wohltun und mitzuteilen vergesst nicht; denn solche Opfer gefallen Gott wohl*“ (Hebr. 13,16). Das Geben war ihm in Wahrheit ein Vergnügen; er war mit dieser Tugend in ganz vorzüglichem Maße geschmückt, und er übte sie nicht bloß eine Zeitlang, sondern von seinem ersten Auftritt in Amerika an bis in sein Alter hinein. Er gab sich selber arm, um anderen zu helfen. Die Folge war natürlich, dass er nie Geld hatte und dass seiner Haushaltung – nach menschlichem Urteil – vieles entging. Aus diesem Grunde reden wir *hier* davon; sonst hätte es wohl schon früher geschehen können.

Wie er es mit dem Geben und Wohltun hielt, das zeigen am besten einige Beispiele.

Wenn ihm, als er noch in Indiana lebte, die Leute in den umliegenden Siedlungen etwas aufgenötigt hatten, Geld oder Lebensmittel, so brachte er dies selten heim; entweder gab er es unterwegs irgendeinem Bedürftigen, der ihn um eine milde Gabe ansprach, oder er schenkte es armen Leuten, die am Wege wohnten.

Einmal, als er noch bei Herrn *Heinrich Rudisill* sein Absteigequartier hatte, kam er – *in Strümpfen angeritten*; seine Stiefel hatte er unterwegs einem armen Mann gegeben, der ihm in zerrissenen Schuhen begegnet war und ihn um ein Almosen gebeten hatte.

Ein andermal hatte ihm der Schwiegervater Geld gegeben, sich ein Paar Stiefel zu kaufen, denn die seinigen waren nicht mehr wasserdicht. Er ging auch, um dieses zu tun; aber er kam wieder heim ohne Stiefel und ohne Geld. Unterwegs hatte er arme Leute getroffen, die das Geld nötiger hatten als er.

Von einem sehr mitleidigen und freigebigen Menschen pflegt man wohl zu sagen: Der gibt das Hemd vom Leibe her, wenn's sein muss. Das hat Wyneken buchstäblich in folgender Weise getan.

Er trat einst in ein einsam stehendes Haus, in welchem etlicher Männer damit beschäftigt waren, einen soeben Verstorbenen auszulegen. Den Toten hatte Wyneken in seiner letzten Krankheit einige Male besucht. Dieser bemerkte jetzt, wie die Männer etwas suchten, was sie aber nirgends finden konnten, weil es nicht da war, nämlich ein reines Oberhemd. Sobald Wyneken es inne ward, sagte er: „Wartet einige Augenblicke; ich weiß, wo eins ist.“ Er trat in den Holzstall hinaus, und als er nach kurzer Zeit wieder hereinkam, übergab er den Leuten – ein feines Oberhemd. Sein Rock aber war bis an den Hals zugeknöpft.

Auf seine Kleidung achtete Wyneken, solange er Missionar war, sehr wenig. Selbst sein bester Anzug war meist fadenscheinig, hie und da geflickt. Der Gemeinde war es dann doch unangenehm, dass ihr Pastor in so schlechten Kleidern ging. Namentlich war ihr die gelbe Hose, von der wir schon früher erzählten, sehr zuwider. Ihm aber gefiel sie, weil sie „unvergänglich“ war, und er trug sie in der Stadt ebensowohl als auf dem Lande.

Jedermann wusste, dass Wyneken nie Geld im Hause behielt, dass er deshalb auch keins haben werde, um sich bessere Kleider zu kaufen. Der Vorsteher *Ernst Voß* kollektierte deshalb einmal vierzig Dollar für ihn (eine damals sehr bedeutende Summe), brachte das Geld mit großer Freude und bat ihn dringend, sich nun auch einen ordentlichen Anzug machen zu lassen. Während *Voß* noch da ist, kommt eine arme Frau zu Wyneken und klagt diesem ihre Not. Sie sagt: Ihr Mann liege schon lange krank; die Miete sei seit Monaten nicht mehr bezahlt worden; der Hausherr wolle nicht länger warten; sie hätte weder Geld noch Lebensmittel; sie und ihre Kinder litten Hunger; kurz, die Not sei sehr groß. *Voß* hörte das noch eine Weile mit an, ging aber, als er merkte, dass er bei dieser Szene überflüssig sei.

Die Gemeinde hoffte, ihren Pastor nun bald in neuen Kleidern zu sehen; er ging aber nach wie vor in den alten. Da kommt dem einen und andern die Sache doch sonderbar vor, und *Voß* fragt ihn nach einigen Tagen, ob denn die neuen Kleider noch nicht fertig wären? „Neue Kleider?“ fragt Wyneken zurück. „Was für neue Kleider? Woher soll ich Geld für neue Kleider nehmen?“ – „Aber,“ entgegnete jener, sehr unangenehm überrascht, „habe ich Ihnen nicht vierzig Dollar gebracht, welche nur für diesen Zweck kollektiert waren? Und nun haben Sie kein Geld mehr?“ – „Ja,“ sagte Wyneken fröhlich, „sehen Sie, das geht ganz natürlich zu. Haben Sie denn damals die arme Frau nicht gesehen, die mir mit bitteren Tränen ihre Not klagte? Der habe ich das Geld gegeben, weil sie es nötiger brauchte als ich. Sehen Sie doch, mein Anzug ist noch gut genug.“ *Voß* will widersprechen, aber Wyneken sagt: „Na, machen Sie nur nicht viel Wesens; der liebe Gott kann mir das Geld doppelt wiedergeben und eine neue Hose dazu, wenn ich's brauche!“ – „Ja, das sagen Sie wohl,“ entgegnet *Voß* etwas mutlos. – „So,“ spricht Wyneken nun, „daran zweifeln Sie? Sie sind mir ein schöner Christ! Wissen Sie nicht, dass im ersten Artikel steht: Ich glaube, dass mich Gott mit aller Nahrung und Notdurft des Leibes und Lebens reichlich und täglich versorgt?“ *Voß* schweigt zwar; er macht aber ein Gesicht, als wollte er sagen: Gott hatte dich versorgt; du hast's weggegeben; nun siehe zu, wie du durchkommst!

Beide gehen miteinander in die Stadt. Sie sind noch nicht weit gegangen, da ruft der Postmeister R.: „Wyneken, hier ist ein Brief für dich!“ – „Woher?“ fragt der überrascht und erfreut; denn Briefe waren damals eine seltenere Erscheinung als heute. „Aus Deutschland,“ entgegnet jener. Wyneken nimmt den Brief und sieht gleich an der Adresse, dass er von seinen Verwandten kommt. Er öffnet ihn, und das erste, was er aus dem Kuvert zieht, ist ein Wechsel für achtzig Taler, die ihm die Brüder schicken, „damit er im Urwald nicht verhungere“. Er zeigt *Voß* den Wechsel und sagt: „Sehen Sie? – Sie ungläubiger Thomas!“

Sie gehen weiter und kommen an einem Laden vorbei, dessen Eigentümer, der auch fertige Kleider hält, in der Tür steht. Sobald er Wyneken erblickt, sagt er: „Parrer, i bitt dich, komm doch mol hier 'rein.“ Wyneken entspricht seinem Wunsche; *Voß* geht auch mit. „Sieh,“ sagt nun der Kaufmann, „da hob i a Hos', di is for en Mann gemacht, der wohnt in de Contri; es is a Mann just wie du; du tätst mer a große Gefalle, wenn du se mal anprobiere tätst, eh ich se fortschick; i könnt dann sage: Se passt em!“

Wyneken wird ein bißchen ärgerlich und will das nicht tun; als aber der Mann aufs neue bittet, geht er in den Winkel, zieht die Hose an und tritt ins Licht vor den Kaufmann. „Well,“ sagt der, „wie gefällt dir selle Hose? Es is a feine Wier; just so a Hos' for a Parrer!“ – „Ja,“ spricht Wyneken, „so etwas ist nichts für mich. Solange ich Pfarrer bin, hab' ich eine solche Hose nicht gehabt; *jetzt* könnt' ich sie gar nicht brauchen.“ „Well, Parrer,“ entgegnet jener, „die Hos' is dein; du sollst se behalte; sie is for dich gemacht und – bezahlt!“

Wyneken sträubt sich, das Geschenk anzunehmen; er geht in den Winkel, um die alte, bequeme, gelbe wieder anzuziehen; aber die ist – verschwunden; er muss in den neuen Hosen heimgehen.

„Na, Voß, was sagen Sie nun?“ sprach er zu diesem, als er ihm zum Abschiede die Hand reichte. Dem standen die Tränen in den Augen; er drückte seinem frommen Pastor die Hand und ging.

Oft leerte Wyneken seiner Frau den Küchenschrank und das Mehlfass aus. Meistens musste er sich an das letztere halten; denn es war nichts anderes vorhanden, was er hätte wegschenken können. Seine gute Frau kam dadurch nicht selten in Verlegenheit und beklagte sich auch wohl darüber. Er aber sagte dann wohl: *„Sei nur getrost. Der liebe Gott ist unendlich reich, der wird schon sorgen, dass du wieder etwas zu kochen und zu backen hast. Sei unverzagt! Geben ist seliger als nehmen!“*

Einst hatte ihm seine Frau einen feinen neuen Tuchrock machen lassen. Da ihm aber sein alter grauer Kittel bequemer saß, so trug er nach wie vor nur diesen, und der neue Rock hing längere Zeit unbenutzt im Schrank. Als die nächste Reise zur Synode angetreten werden soll, will die Frau auch den fast noch nicht gebrauchten Rock in die Reisetasche packen. Sie öffnet den Schrank, aber er ist nicht zu sehen. Sie sucht ihn überall, doch er zeigt sich nicht. Endlich fragt sie ihren Mann, wo er den neuen Rock gelassen habe. *„Ja, sieh“*, sagt er, *„da kam einmal so ein armer Kerl, ein heruntergekommener deutscher Kandidat, dem passte das Ding vortrefflich und er ging hochofrennt mit ihm fort.“*

Selbstverständlich ist, dass häufig auch elende Betrüger Wynekens Freigiebigkeit ausbeuteten. So kam in Baltimore einst ein armer Mann zu ihm, welcher vorgab, in Deutschland wohlhabend gewesen zu sein; es falle ihm zu schwer, die englische Sprache noch zu erlernen, deshalb wolle er nach der Heimat zurück und bitte um einen kleinen Beitrag zur Reise. Wyneken gab ihm den *letzten halben Dollar*, hatte dann aber das Vergnügen, den Amerikamüden noch recht oft in den Straßen zu sehen. – Nach solchen Erfahrungen pflegte er wohl zu sagen: *„Es ist nur gut, dass ich ihn nicht betrogen habe“*, und gab bei nächster Gelegenheit wieder, was er hatte.

Ähnliche Geschichten ließen sich aus seinem Leben noch viele erzählen. Immer hatte er eine offene Hand und war deshalb, wie gesagt, immer arm. Arm war er in Fort Wayne; doch da hatte er auch nur ein kümmerliches Einkommen. Dieses stieg in Baltimore auf fünfhundert Dollar jährlich und einige Akzidenzien; aber er blieb auch hier arm und besaß nur das Notwendigste.

Herr *Friedrich Schmidt*, der Herausgeber der „Lutherischen Kirchenzeitung“, hatte ihm einmal von Pittsburg aus einen Brief geschrieben. Es dauerte lange, ehe er Antwort erhielt. Als diese endlich kam, enthielt sie auch eine Entschuldigung Wynekens: Er habe den Brief nicht aus der Post abholen können, weil er die dazu nötigen fünf Cent nicht gehabt habe. – Als beide einmal bei Freund E. in B. zu Besuch waren, neckten sie sich ihrer Armut halber. Schmidt sagte: „Ihnen ist kein Geld nütze; Sie geben es nur weg!“ „Und Sie?“ entgegnete Wyneken, „können Sie denn einen Dollar aufweisen?“

In St. Louis blieb Wyneken gleichfalls arm; und in Cleveland, obwohl da sein Jahrgelohn fast das Doppelte des bisherigen betrug und manche nicht unbedeutende Geschenke hinzu kamen, war es dasselbe. – Sein Heiland Jesus aber wird's ihm vergelten, was er den Armen Gutes getan; dann wird auch er *reich* sein. –

Von sogenannten *Vergnügungen*, die manche Hausväter, auch wohl Pastoren, außerhalb ihres Hauses und Amtes suchen, wusste Wyneken nichts. Sein Beruf und seine Familie bereiteten ihm viel, sehr viel Vergnügen. Selbst die „Sun“ las er nur, um über die Vorgänge im Lande einigermaßen unterrichtet zu bleiben; ein *Vergnügen* war ihm das Zeitungslesen nicht, noch weniger ein Bedürfnis.

Dagegen besuchte er gern seine Gemeindeglieder, namentlich die Alten, und verkehrte aufs brüderlichste mit ihnen. Zuweilen wurden auch Frau und Kinder zu solchen Familienbesuchen mitgenommen. – Gern brachte er auch einige Stunden auf dem Lande zu. Bei dem alten *Ebert*, einem biederen Elsässer, wie auch bei dessen verheirateten Töchtern, die allesamt dicht vor der Stadt an der Harford Road wohnten, war er ein stets willkommener Gast. Ebenso bei *Becks*. Zuweilen fuhr er auch nach *Horns* in Franklin, oder zu anderen Leuten, bei denen er wieder ein bißchen Landleben sehen und genießen konnte.

So lebte Wyneken als *Hausvater*! Als solcher tat er nach seiner Lehre, die er als Pastor öffentlich führte. Er war daheim derselbe gottesfürchtige, gewissenhafte Mann, der er auf der Kanzel und im ganzen amtlichen Leben war.

### Der Patriarch

Es ist noch übrig, unsern teuren Wyneken in seinen letzten Lebensjahren zu zeichnen. Absichtlich nenne ich ihnen jetzt einen „Patriarchen“, denn er war ein besonderer „Greis“, und es macht mir den Eindruck, als drückte der letztere Name das nicht genug aus, was ich sagen möchte. Wyneken war ein recht „hochwürdiger“ Greis geworden; ich nenne ihn deshalb mit obigem Namen.

Noch ehe Wyneken sein Präsidentenamt aufgab, wurde er (am 12. Juni 1864) von der Dreieinigkeitsgemeinde in Cleveland, deren Pfarrer kurz zuvor in einen anderen Wirkungskreis berufen worden war, als Hirte und Seelsorger gewählt. Er war damals noch Pastor der gleichnamigen Gemeinde in St. Louis, und diese hatte bis dahin gehofft, dass er zu ihr zurückkehren würde. Als er sie nun ersuchte, ihn aus ihrem Dienste zu entlassen, war sie keineswegs sofort geneigt dazu. Sie meinte, die nächsten Ansprüche an ihn zu haben. Es bedurfte erst wiederholter brieflicher Bitte seinerseits und mehrfacher Beratung von seiten der Gemeinde, ehe diese ihn im Frieden entließ. Der Gemeinde in Cleveland hatte er bereits geschrieben, dass er wohl geneigt sei, zu ihr zu kommen; aber nun erst konnte er bestimmt erklären, dass er ihre Vokation angenommen habe. Als er deshalb am 29. Oktober beim Schluss der Synodalsitzungen zu Fort Wayne den Präsidentenstuhl verließ, war er Pastor der Dreieinigkeitsgemeinde in Cleveland. Am 7. November (25. Sonntag nach Trinitatis) wurde er durch seinen alten Freund und Kampfgenossen, Herrn Pastor *W. F. Husmann*, öffentlich in sein neues Amt eingeführt. Die Gemeinde, die zwei Monate lang von den benachbarten Predigern bedient worden war, dankte und lobte Gott, dass sie diesen seinen bewährten Knecht in ihrer Mitte, auf ihrer Kanzel hatte. Sie kam ihm in der herzlichsten Liebe und mit dem größten Vertrauen entgegen, so dass er neu Mut fasste, auch ferner mit Segen wirken zu können.

Wyneken war damals gebrechlich, matt und fast mutlos. Er hatte schon gefürchtet, ein Pfarramt gar nicht mehr übernehmen zu können.

Die vielen anstrengenden Reisen, noch mehr aber mancherlei traurigen Erlebnisse mit Predigern, Lehrern und Gemeinden, häufige, sehr aufregende Gemeindeversammlungen und tausenderlei andere, sein Gemüt bedrückende Erfahrungen, die mit seinem bisherigen Aufsichtsamt notwendig verbunden gewesen waren, hatten ihn aufgerieben und geistig geknickt.

Hier erholte er sich jedoch bald zusehends. Die Gemeinde war noch nicht allzu groß; ihre Glieder wohnten der Mehrzahl nach nicht weit von der Kirche und es herrschte auch Ordnung und Friede unter ihnen. Dazu war das Klima für ihn sehr günstig; und, was ihm das Wohnen in Cleveland noch ganz besonders angenehm machte: Auf der

Ostseite der Stadt war sein Neffe, *D. H.C. Schwan*, seit 1851 Pastor. Dessen erquicklichen Umgang konnte er nun genießen; bei dem konnte er „seinen heißen Topf hinsetzen“ und hübsch abgekühlt nach der Westseite zurückwandern.

Wahrlich, es war dem alten Herrn zu gönnen, dass er, im Vergleich mit seiner bisherigen Tätigkeit, etwas Ruhe und Bequemlichkeit bekam. Er fühlte sich bald in Cleveland daheim; sein Gemüt heiterte sich wieder auf, und er versah sein Amt mit Freuden, anfangs noch allein, und zwar so vollständig, wie es mancher jüngere Mann nicht getan hätte.

In der Predigt war er noch lebhaft und kräftig wie in früheren Jahren. Doch stand ihm jetzt eine Erfahrung zu Diensten, wie sie kaum ein Zweiter besaß. Einem gar reichen Hausvater gleich, konnte er Altes und Neues zu Nutz seiner Zuhörer mitteilen. Jeder Satz, den er auf der Kanzel sprach, machte den Eindruck, dass er aus erprobtem, durchläutertem, erfahrungsreichem Herzen komme. Dabei war er besorgt, recht einfältig zu reden, damit er ja von jedermann verstanden würde. Zu Anfang der Predigt war er immer noch von einer gewissen Ängstlichkeit befangen; war er aber erst warm geworden, dann flossen die Worte wieder frisch und fröhlich von seinen Lippen. Wie das aber je und je bei ihm der Fall gewesen war, so blieb es auch jetzt: Er tat wohl nach der Luther'schen Regel: „Tritt frisch auf; tu's Maul auf“; aber das dritte, „hör bald auf“, vergaß er häufig. Er predigte lange, nicht selten allzu lange, und musste dann doch wohl noch abbrechen, ohne zu Ende gekommen zu sein.

Noch immer bereitete er sich sorgfältig auf die Predigt vor und benutzte dazu namentlich die *Brenz'sche* Postille. Er schrieb die Predigten jetzt in ein Buch und bewahrte sie auf; doch wage ich nicht zu behaupten, dass sie bis ins einzelne ausgeführt waren, und noch weniger, dass er sie *wörtlich* memoriert und gehalten hätte.

Auch die übrigen Verrichtungen seines Amtes führte er mit großer Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt aus. Ganz besonders lag ihm die *Schule* am Herzen. Die *Kranken* hatten an ihm einen unermüdlichen, stets trostbringenden Freund und Helfer. Auch jetzt schlossen sich besonders die Alten an ihn an, und sie verlebten mit ihm, auch im Privatverkehr, viele selige Stunden. –

Die *Kirchenzucht* hielt er ernstlich aufrecht und drang mit großem Eifer auf gute Sitte in der Gemeinde, auf löblichen Anstand in der Kirche.

Als die Gemeinde durch Ankunft vieler Einwanderer bald bedeutend zunahm und „Vater Wyneken“ die zahlreichen Amtsverrichtungen nicht mehr allein ausführen konnte, berief sie ihm einen Hilfsprediger. Die Wahl traf zunächst Herrn *Heinrich Crämer* und, als dieser nach Zanesville berufen wurde, seinen eigenen Sohn *Henry*, der bei ihm blieb, bis er zum Professor am Praktischen Predigerseminar berufen wurde.

Auch auf bürgerliche Ordnung hielt Wyneken sehr, und das Beste der Stadt lag ihm am Herzen. Fand er Gelegenheit dazu, so trat er, einerlei wo es sein mochte, für die Obrigkeit und ihre Verordnungen ein.

Große Freude verursachte ihm noch die Erhebung Deutschlands. Er war, im guten Sinne des Wortes, ein Verehrer großer, edler Helden; er lebte in der Geschichte seines Volkes und hatte ein warmes Herz für das Wohl und Wehe desselben. Seit vielen Jahren hatte er geklagt, dass es gar keine hervorragenden Männer mehr gebe, - dass das Geschlecht der alten Recken und Helden längst ausgestorben sei. Da brachen die Kriege gegen Österreich und Frankreich aus, und es zeigten sich Männer an der Spitze der Deutschen, die den besten Kämpen alter Zeit ebenbürtig waren. An Kaiser Wilhelm, an Bismarck, Moltke und Roon hatte Wyneken seine Freude; es vergnügte ihn innig, die „alten Jungens“ so einig, so bescheiden und demütig zu sehen. Doch war er weit davon entfernt, ein politischer Schwärmer zu werden. Die in Deutschland so

sehr zunehmende offenbare Gottlosigkeit ließ ihn nicht dazu kommen, sich großen Hoffnungen betreffs der Wohlfahrt des neuen Reichs hinzugeben. –

Obwohl sich Wyneken, seitdem er nach Cleveland gekommen war, von seinen Leiden etwas erholt hatte, so war und blieb er doch ein „alter gebrochener Mann“, und er wurde es von Jahr zu Jahr immer mehr. Rheumatismus und Gicht steckten in seinen Gliedern und plagten ihn sehr; dazu gesellten sich später Atembeschwerden. In den letzten Jahren legte er beim Predigen die linke Hand auf den Rücken, um das schwache Kreuz etwas zu stützen; es wurde ihm immer schwerer, sich zu erheben, wenn er gesessen hatte, und die einst so stramme ritterliche Haltung, das sichere, feste Auftreten, war einem gebeugten Rücken, einem schwankenden Schritte, einem mühevollen Daherschreiten gewichen.

Aber trotzdem er von Jahr zu Jahr hinfälliger wurde, wurde seine Erscheinung doch immer ehrwürdiger, immer mehr Hochachtung gebietend. Sein Gott schmückte ihn im Alter mit einer lieblichen Würde, mit einer wunderbaren Hoheit, um nicht Majestät zu sagen, wie sie nur denen zu teil zu werden pflegt, die in der Schule des Heiligen Geistes alt und grau werden. Das gefurchte Gesicht zeugte von großer, zum Teil sehr schmerzlicher Erfahrung. Das blaue, noch immer hell leuchtende Auge verkündete ebensowohl männlichen Ernst als innigstes, zartestes Wohlwollen; die hohe und breite freie Stirn verriet natürlichen Verstand und Mutterwitz; auf ihr thronte auch heller Sonnenschein im Gemüt.

Und dieses seinem Grundtypus nach echt plattdeutsche Gemüt war von silberweißem Haupt- und Barthaar umrahmt, das er meistens etwas lang trug. Namentlich wenn er auf der Kanzel stand, strahlte oder leuchtete dieses ehrwürdige, geistreiche Angesicht, als läge ein Hauch der Verklärung auf demselben, - als trüge es Spuren des Umgangs mit dem lebendigen, majestätischen Gott. Ja, der alte Wyneken war in den letzten Jahren seines Lebens eine Erscheinung, *die aufs lebhafteste an die Patriarchen erinnern konnte.*

Und wie ein ehrwürdiger Patriarch stand er nicht nur auf seiner Kanzel; so ging er auch über die Straße. Wer ihn täglich sah, achtete darauf nicht; mancher aber, der ihn zum erstenmal erblickte, blieb stehen, schaute ihm nach und fragte verwundert: Wer ist der alte Herr? Er selbst hatte davon keine Ahnung; er wusste nicht, dass man ihn mit herzlicher Hochachtung betrachtete.

Und welche Stellung nahm er noch immer in der Kirche ein! Zwar bekleidete er kein Synodalamt mehr; aber war er nicht noch immer der hochverehrte „Vater Wyneken“? Schätzten ihn nicht selbst die an Jahren älteren Brüder als einen hochbegnadeten und wohlerprobten Diener des Gottes Himmels und der Erde? Und sahen nicht Hunderte von jüngeren Predigern, Hunderte von Schullehrern zu ihm auf als zu einem, der die Malzeichen des Herrn Jesu an sich trug? Nannten nicht viele, die durch seinen Dienst erweckt oder im geistlichen Leben gestärkt worden waren, ihn ihren „geistlichen Vater“? Und war nicht die Hochachtung, die er genoss, eine allgemeine, weit über die Grenzen der Missouri-Synode hinausgehend?

Und nun seine Stellung in der Familie! Er war nicht bloß der Sohn eines Pastors, nicht bloß der Bruder und Schwager von wohl sechs Pastoren und der Onkel und Großonkel solcher, nein, *zwei seiner Söhne* und *drei Schwiegersöhne* dienten dem Herrn, seinem Herrn, am Wort und Sakrament. Diese Kirchendiener waren seine Kinder, und schon führten sie ihm eine Schar von Enkeln zu. Auch in der Hinsicht war Wyneken ein besonders begnadeter Vater; und so mögen wir ihn in seinem Alter von irgendeiner Seite betrachten, wir müssen sagen: *Er war ein ehrwürdiger Patriarch!* - -

Wyneken war ein Mann der *Tat*; deshalb auch ein ganz vorzüglicher *Ratgeber* bei schwierigen Vorkommnissen im praktischen christlichen Leben, einerlei, ob diese einen einzelnen oder die Gemeinde oder ganze Kirche betrafen. Wie ihn selbst

vornehmlich *die Schule des Lebens* gebildet hatte, so wusste er am besten zu raten und zu helfen auf dem praktischen Gebiet des Christentums. Die Spekulation lag ihm ferne. Auch war er kein eigentlicher *theologischer Schriftsteller*. Er hat überhaupt nur wenig geschrieben, und dieses Wenige betrifft meistens auch das praktische Christentum. In „Lehre und Wehre“ stehen nur zwei Aufsätze von ihm: „*Eine Erklärung Herrn Pfarrer Löhes* nebst einigen daran hängenden Bemerkungen“ (I, 65 ff.), und „*Die Methodisten*“ (XII, 78). Der „Lutheraner“ enthält mehr als ein Dutzend Artikel von seiner Hand. „*Die Not der lutherischen Kirche*“ ist eine historische Arbeit (XI, 113 ff.), die er aber nicht vollendete. Noch immer interessant und sehr beherzigenswert sind die *Briefe*, die er unter dem angenommenen Namen „Hans“ schrieb (V, 113; VII, 97; X, 97; XII, 115; XXIII, 52); am gelungensten ist aber seine letzte derartige Arbeit: „*Allen Respekt vor dem seligen Harms! Nur keine Menschenvergötterung und keinen Kultus lebendiger oder verstorbener Heiliger in der lutherischen Kirche!*“ Es ist dies das letzte öffentliche Wort, welches wir von dem teuren Wyneken haben; ein Wort des erprobten Mannes, der so reden darf, weil er nicht nur ein Christ und ein Pastor, sondern auch ein alter bewährter und geachteter Glaubensheld ist. –

Aber hatte denn dieser Mann gar keine Schwächen? Es ist bisher fast nur lobend über ihn geredet worden; wie steht es denn um seine Sündhaftigkeit, seine Fehler? – Es ist nötig, auch von ihnen zu reden, damit es nicht scheine, als hätten wir dieselben nicht bemerkt, – als sollten sie absichtlich verschwiegen werden. Hätte er selber sein Leben zu schreiben gehabt, so würde er von seinen Sünden und Gebrechen ein sehr langes Kapitel gemacht haben; denn er war auch redlich im Urteil über sich selbst und hatte eine Erkenntnis der Tücken seines Herzens, wie man sie heute nur bei wenigen findet. Von tiefer Selbsterkenntnis zeugten seine Predigten, seine Katechesen, seine Ermahnungen, seine Tröstungen, seine Unterhaltungen. Er war überall ein „armer Sünder“, der von keinem Verdienste vor Gott, ja nicht einmal von einem Ruhme vor Menschen etwas wusste.

Wyneken war melancholisch-cholerischen Temperaments, und die natürlichen Schwächen und Unarten desselben traten bei ihm je nach Umständen bald mehr, bald minder hervor. Mit Recht sagte schon sein alter Freund H. von ihm: „*Er ist ein ritterlicher Mensch, aber er hat auch ritterliche Untugenden.*“ Er konnte je und je leicht ein bißchen aufbrausen, kommandierend auftreten, rechthaberisch disputieren und in einem gewissen „frommen“ Zorne Forderungen stellen, Urteile fällen, die nicht stets aus dem Geiste, sondern zuweilen auch aus dem Fleische kamen.

Mit zunehmendem Alter machten sich, zu seinem eigenen sehr großen Leidwesen, diese Temperamentsfehler immer mehr bemerkbar. Er konnte, namentlich sonnabends, wenn er die Predigtkrankheit hatte, sehr „kurz angebunden“ sein und die Leute, die ihm „in den Weg kamen“, besonders den Kirchendiener, ganz gewaltig „abfertigen“ und „heimschicken“. Er war nun öfter wunderlich, gereizt, grämlich, und zwar nicht bloß in seinem Hause, nicht bloß im Umgang mit Einzelnen, sondern auch in Gemeindeversammlungen. Er „nörgelte“ gern ein bißchen über alles mögliche, über Kirche und Staat, über schlechte Fenster und über missratene Kirchturmspitzen. Er war zuweilen „etwas unangenehm“, und es konnte dann nicht jeder mit ihm umgehen.

Niemand verstand das besser als seine Frau. Sie kannte ihn und konnte zu rechter Zeit schweigen und reden. Sie wusste, die üble Laune währt nur Augenblicke, und dann tut ihm schmerzlich weh, was seinem Munde entfahren. Ich habe sie nie verletzt und empfindlich gesehen, wohl aber stets bereit, ihrem Ehemann freundlich entgegen zu kommen, zumal dann, wenn Synodal- und Gemeindesorgen ihn ein bißchen „unwirsch“ machten.

Nächst ihr war es der „Neffe *Heinrich*“, der mit dem „alten Ohm“ immer „gut kramen“ konnte. Er hörte oft seine Klagen und brachte ihn dann wohl durch eine Anekdote,

durch einen guten Witz auf andere Gedanken; nicht selten aber hatte er auch Gelegenheit, ihn ernstlich zu trösten.

Wer den alten teuren „Vater“ in den letzten Jahren seines Lebens gekannt hat, der wird sagen müssen, dass diese Zeichnung der Wahrheit entspricht. Würde er selbst sie sehen können, so würde er sagen: Das ist leider alles wahr, nur ist's kurz und gelinde gemacht und vieles ist ganz verschwiegen! – Nie machte er ein Hehl daraus, ein großer Sünder zu sein; und obwohl seine Schwächen sich in Wort und Tat kund gaben, so muss man doch sagen, dass er der Regel nach auch ernstlich und ritterlich gegen seinen alten Adam kämpfte und bereitwilligst Gott und Menschen um Verzeihung bat, sobald er seinen Fehl erkannte.

Ein vorherrschender Charakterzug dieses frommen Vaters war die *große, ungeheuchelte Demut*, die bei ihm umso mehr anzuerkennen ist, als er nach seinem Naturell eher zum Gegenteil geneigt war. Er hielt in Wahrheit nichts von sich selbst; er war in seinen Augen klein und gering, nicht bloß vor Gott, sondern auch vor Menschen. Er wusste von sich nichts zu rühmen; desto mehr aber von Gott und dessen Gnade. Mit seinen Pfarrkindern ging er um als mit Brüdern und Schwestern, wie er denn auch als visitierender Präses bei dem schwächsten Prediger und Lehrer nur als Freund, als Helfer, als Berater aufgetreten war. Deshalb verkehrte er auch gern mit den Kindern und mit dem jungen Volke; nahm selbst gern Rat an, ließ sich strafen und weisen.

Ein Beweis herzlicher Demut war gewiss auch, dass er, als seine Schwäche ihm nicht mehr gestattete, als eigentlicher Pastor zu wirken, *seines Sohnes Hilfsprediger wurde*. Er selbst trug bei der Gemeinde darauf an, dass man ihm diese Stellung gestatten möge; sie ging darauf ein, um ihn zu beruhigen und um ihm sein Amt leichter zu machen.

Weil Wyneken seine eigenen Gebrechen kannte, hatte er auch Erbarmen mit anderen. Es ist wahr, die Erbärmlichkeit und die Schufferei so vieler Menschen konnte ihn empören; aber mit dem gefallenen Sünder hatte er herzliches Erbarmen. Nichts war ihm verhasster als lieblose Urteile über andere; und wenn er sonst auch zu mancher verkehrten Rede schwieg, er tat gewiss den Mund auf, wenn ohne Barmherzigkeit gerichtet wurde. Namentlich bei Ausübung der Kirchengzucht klagte er öfters, dass er bei den Ermahnungen und Bestrafungen die erbarmende Liebe vermisste. Ihm selbst war kein Sündenfall zu groß und schwer, um nicht sofort an Rettung aus demselben zu denken; ihm war kein Sünder zu schlecht, zu verkommen, um demselben nicht Liebe und Freundlichkeit zu beweisen; er wollte retten, retten, und nur, um zu retten, strafte und schalt er auch.

Im Winter 1874 bis 1875 war er besonders leidend. Das böse Asthma ließ ihn in den niedrigen Zimmern des Pfarrhauses nicht genügend Luft finden; und doch konnte er auch nicht viel draußen sein, denn er war sehr empfindlich gegen Kälte geworden. Die Seinen merkten wohl, dass er in dem alten Hause nicht noch einen solchen Winter würde durchmachen können.

Sie suchten Rat und Hilfe bei Freunden und Ärzten. Endlich wurde es von allen als das Beste erkannt, dass er zu seinem lieben Schwiegersohn, Pastor *J. Bühler*, nach San Francisco in California reise, um in dem dortigen, allgemein als gesund gerühmten Klima, so es Gott gefalle, zu erstarken, und dann entweder genesen nach Cleveland zurückkehre, oder, falls das zweckdienlicher erscheine, dort einen Beruf annehme. Auch die Gemeinde billigte diesen Plan, und so entschloss sich denn der 65-jährige Greis, die weite, ermüdende Reise zu unternehmen, obwohl er mit besorgtem Herzen gehen musste. Sein Sohn war als Professor nach Springfield berufen worden und wurde dort täglich erwartet. Die Wahl eines neuen Pastors war wohl schon mehrere Male versucht, aber noch nicht gelungen; er musste also befürchten, dass seine liebe Gemeinde eine Zeitlang ganz ohne Prediger sein könnte.

Anfang Oktober verließ er dann das ihm so lieb gewordene Cleveland und zog dem fernen *San Francisco* zu. In *Chicago* kam er am 7. Oktober an und verweilte dort etliche Tage in der ihm sehr lieben Familie des Kaufmanns L.B. und setzte dann am elften seine Reise nach California fort.

Wie es ihm auf derselben und in San Francisco erging, wie auch dort der gute Humor mit trüben Stunden wechselte, und wie ihm auch dort das Wohl seiner Gemeinde und der ganzen Kirche sehr am Herzen lag, das mögen folgende Bruchstücke eines Briefen beweisen, den er dort an einen Freund in I. schrieb:

San Francisco, Cal., den 15. Dezember 1875.

Mein teurer Bruder X!

-- aber dem himmlischen Reiche [China] bin ich allerdings einige tausend Meilen näher gekommen und sehe seine bezopften Bürger täglich in Massen auf den Straßen hiesiger Weltstadt; -- habe sie neulich in ihrem Stadtviertel besucht. Besser, man lässt die Nase daheim; denn die Gerüche sind mannigfaltig, und kein Geruch von Kölnischem Wasser darunter. Obgleich halbgebratene Schweine, Würste wunderbarer Art und allerlei Gebäcknes draußen hängt, so habe ich mich doch nicht entschließen können, etwas anzubeißen. Will aber das nächste Mal – eine ihrer nach außen herrlich geschmückten Restaurationen besuchen. Ihren Tempel habe ich besucht, kann aber keine Beschreibung davon machen. --

Meine Reise war sehr günstig; der treue Gott und Herr sehr freundlich; prachtvolles Wetter; kriegte auch immer durch die Freundlichkeit eines jungen Reisegefährten ein unteres Bett, obgleich ich in der Office immer das Glück hatte, trotz meiner Vorstellungen von meinem Alter und der Unmöglichkeit, in die oberen hinainzuklimmen, die oberen Betten angewiesen zu erhalten. Die Reise selbst war unendlich langweilig. Immer dieselbe baumlose Öde, bis wir den letzten Tag in die Kordilleren kamen, wo es bis Sacramento interessant war, dann aber wieder alles trocken und vertrocknet, wüste und öde.

Das Wetter war bis dahin prächtig; immer den hellsten klaren Sonnenschein, nur oft plötzlich mit unangenehmen kalten Stunden wechselnd, so dass man sich hier immer kleiden muss wie in Cleveland im Winter, oder wenigstens immer einen Oberrock mit sich führen muss. Jetzt haben wir seit drei Tagen das bekannte Regenwetter, zur größten Freude des ausgedörrten Bodens. Was das Klima für eine Wirkung auf mein leibliches Befinden haben wird, kann ich nicht sagen; bis jetzt leide ich an einer ziemlich hartnäckigen Erkältung. Sonst fühle ich mich im ganzen besser, was ich aber mehr der großartigen Faulenzerei und dem Glücke, bei meinen Kindern zu sein, zuschreibe als dem Klima. Hart ist's aber doch, in meinem Alter so von Weib und Haus sein zu müssen. Hier bleiben werde ich wohl nicht. Ich bin doch wohl nicht mehr der Mann, um hier noch einmal anfangen zu können. Probieren konnte ich bis jetzt in den benachbarten Städten nicht; denn so wohl fühle ich mich nicht, um das wagen zu können. Vielleicht später, wenn es Gott gefällt, mir meine Erkältung zu nehmen und meine Brust und Stimme zu stärken. Mir ist alles recht. Er ist sehr freundlich, und das macht eben so große Freude, dass er's auch in den kleinsten Angelegenheiten des Lebens ist, wie ich das wieder in allen Stücken auf der Reise erfahren musste. Dass man nicht dankbarer ist und an Glauben und Zuversicht nicht zunimmt, zeigt übrigens das unergründliche Verderben des Menschen. Oder bin ich es allein? Es ist entsetzlich, dass es der Herr doch nur in wenigen Fällen dahin bringt, das Herz zu vollem kindlichen Vertrauen zu gewinnen. Deswegen ist das schon seit langen Jahren mein erwählter Leichentext: O, ich elender Mensch, wer wird mich erlösen usw.

Dieser Kleinglaube zeigt sich auch wieder in bezug auf meine liebe Gemeinde, und es fehlt nicht viel, dass ich mir die heftigsten Vorwürfe mache, sie verlassen zu haben,

ehe ein anderer Prediger wirklich eingeführt war, obgleich ich es nur tat, da sie in einer Versammlung selbst darauf drang, dass ich fort sollte, und ich auch nicht dachte, dass Pastor N. den Beruf abschlagen könnte. Wie das noch werden soll, weiß Gott; und wenn ich's nur fest glaubte, dass er's wüsste! –

Nun, der Herr ist ja treu, geht nach seiner Barmherzigkeit und nicht nach unseren Sünden und Torheiten. Er erhöere mein dringendes Gebet und gebe der Gemeinde einen treuen Pastor und Seelsorger. Sie beten auch dafür, das weiß ich; ja, die ganze Christenheit betet für sie; und da sollte ich mich ruhig zufrieden geben – wenn ich's nur besser könnte.

Mit der Besetzung der Schulstellen ist es auch so. Das alles trubelt mich sehr und stört mich in dem vollen Genuss meines Glücks, bei meinen Kindern zu sein, und Zeuge ihres glücklichen Zusammenlebens.

Ihr Brief, mein teurer Br., war der erste, den ich hier empfang, dafür meinen herzlichen Dank; ich musste lange warten, ehe ich einen von zu Haus erhielt. –

Ihre, wie überhaupt alle Anstalten der Synode, wie auch alle gottgefälligen der Christenheit, bringe ich täglich im Gebet vor Gott. Solange es mit denen gut steht, steht's auch mit der Christenheit gut. Das Alter bringt immer viel Befürchtungen mit sich, obgleich ja unser Gott nicht an Altersschwäche leidet.

Nun, mein teurer Br., will ich schließen und einmal nach den Zwillingen sehen, die, wie die andern Kinder, mir unendliche Freude machen, obgleich mich das Alter zu steif gemacht hat, um mit ihnen umher zu tollen, wie ich's gerne möchte.—

In herzlicher Liebe Ihr Fr. Wyneken.“

Bald überzeugte sich der teure Mann, dass auch in California keine Heilung für ihn sei. Seine Erkältung und sein Asthma plagten ihn mehr als je. Dazu quälten ihn die Sorgen um seine Gemeinde, und wenn er auch bei lieben Kindern und Großkindern war, so fehlte ihm doch die gewohnte Bequemlichkeit, es fehlten ihm die übrigen Kinder und seine beste Pflegerin, seine Frau. Als das neue Jahr begann, trug er sich bereits mit Gedanken der Heimreise.

Teils um ihn dort länger zu halten, teils um die lieben Kinder zu sehen und den kranken Mann, wenn es nötig würde, heim zu geleiten, reiste seine wackere Gemahlin mitten im Winter, im Februar 1876, nach San Francisco und übernahm nun, dort angekommen, selbst wieder die Pflege des geliebten Gemahls.

Wyneken hatte inzwischen einige Male gepredigt; er tat es wieder am Sonntag Judica (2. April) und zeigte aus dem vorgeschriebenen Text, Joh. 8,46-59, mit gewohnter Gründlichkeit: *Woher es komme, dass die Welt unsern Herrn Jesus Christus nicht leiden könne*. Eine Predigt, die er in San José zu halten gedachte, musste unterbleiben, weil sein Asthma ihm schreckliche Krämpfe verursachte und sein ganzer Zustand sich sehr verschlimmerte. – Immer sehnlicher wünschte er sich zu seiner Gemeinde nach Cleveland zurück, und es wurde deshalb der 4. Mai zur Abreise bestimmt.

Am Dienstagabend, also am 2. Mai, schrieb der teure Vater seinen *letzten* Brief. Er war an seinen alten Freund A. *Einwächter* in Baltimore gerichtet; verdient jedoch als ein Zeugnis seiner Gesinnung, allgemein bekannt gemacht zu werden und lautet vollständig so:

„San Francisco, den 2. Mai 1876

Mein lieber alter treuer Freund Einwächter!

Ich kann den Brief meines lieben Schwiegersohnes nicht abgehen lassen, ohne Sie und die lieben Ihrigen alle, wie auch meine alten Freunde alle, wie Muhly, Thiemeyer, Aichele, Treide, und was noch von ihnen lebt, herzlich und brüderlich zu grüßen. Mir

wird das Herz immer warm, wenn ich an mein liebes Baltimore und an die vielen Freunde und Brüder denke, die mir der Herr darin geschenkt hat. Der erhalte uns durch seine Gnade im rechten Glauben bis an unser Ende, dass wir uns im Himmel vor dem Throne unsers hochgelobten Herrn und Heilandes wiederfinden. Das wird eine Freude abgeben!

Wir haben hier eine traurige, aber doch, wie ich hoffe, eine für unser inneres Leben heilsame Zeit durchgemacht. Bühler wird Ihnen darüber geschrieben haben. Für meine Gesundheit habe ich durch den Aufenthalt hier im Grunde nichts gewonnen. Ich für meine Person finde mich darein durch Gottes Gnade ganz gut; ich weiß und glaube, dass, was der Herr uns zuschickt, das Beste ist, was seine Liebe im Himmel und auf Erden finden kann. Für meine liebe Gemeinde tut mir's freilich leid; denn voraussichtlich werde ich ihr wenig Dienste leisten können. Gott sei Dank, dass er ihr in dem Herrn Pastor Niemann, Professor Walthers Schwiegersohn, einen sehr tüchtigen Mann geschenkt hat. In einigen Tagen begeben wir uns, so Gott will, auf die Rückreise. Ich befehle mich Ihrer und der lieben Brüder ernstesten Fürbitte. Dem treuen Herrn befohlen! Meine liebe Frau grüßt mit mir auf das freundlichste.

In herzlicher brüderlicher Liebe Ihr F. Wyneken.“

Am 3. Mai „fühlte er sich noch ganz wohl, ging mit seiner Frau aus, aß mit gutem Appetit zu Abend, war recht vergnügt und schlief die Nacht gut“.

Am 4. Mai „frühmorgens nach 6 Uhr fühlte er sich wieder eng auf der Brust, klagte aber nicht. Er ließ sich dann heiße Tücher auf die Brust legen und sagte zu seiner Frau: ‚Hier, Mama, leg's hier recht in die Herzgrube hinein.‘ Pastor Bühler und seine Frau standen auf der Treppe, um zu hören, ob etwa wieder ein Anfall käme“. Die Mutter „ging an die Tür und sagte: ‚Ich denke, es wird dieses Mal nicht schlimm, es lässt schon nach.‘ In demselben Augenblick sieht sie sich um: Ihr lieber Mann legte sich und wendete die Augen etwas nach oben. Sie ruft: ‚Kommt schnell, Papa stirbt!‘ Als sie alle am Bett waren, legte er sein Haupt zurecht, machte seine Augen fest zu, atmete zweimal sehr leicht und bewegte die Lippen“ zum Sprechen. „Leider hat man sein letztes Wort nicht verstehen können; ohne Zweifel ist es der Name ‚Jesus‘ gewesen.“

In dem hat der treffliche Held seine Seele ausgehaucht, ist sanft und selig entschlafen. Es war donnerstags, am 4. Mai, 25 Minuten vor 7 Uhr morgens. Der für seine Abreise bestimmte Tag machte seiner Wanderung in diesem Jammertal ein Ende; er gelangte zu seiner ewigen Ruhe im himmlischen Jerusalem.

Die Zeit seines Lebens beträgt eine Woche weniger als 66 Jahre.

Die Nachricht vom Tode des geliebten Vaters ging in Windeseile durch die Vereinigten Staaten und erregte teils innige Freude, weil er nun zur längst ersehnten Ruhe gekommen war, teils tiefen Schmerz über den großen Verlust.

In St. Louis traf die Todesnachricht ein, während die Westliche Distriktssynode versammelt war. Es wurde sofort ein Trauergottesdienst beschlossen, der denn auch am 7. Mai (Sonntag Jubilate) in der überfüllten Dreieinigkeitskirche stattfand. Der langjährige Freund und Kollege des Verstorbenen, Pastor Büniger, hielt die Gedächtnisrede über Römer 7,24.25, welche Gottesworte Wyneken selbst schon vor vielen Jahren zum Leichentext erwählt hatte.

Inzwischen war von den Beteiligten in San Francisco und in Cleveland der Entschluss gefasst worden, die geliebte Leiche in letzterer Stadt beizusetzen. Es wurde deshalb am Samstag, den 6. Mai, am Ort des Todes eine Leichenfeier veranstaltet, bei der Pastor Bühler zwar predigte, „aber fast zusammenbrach und die Zuhörer mit ihm, die alle den Seligen unbeschreiblich liebgewonnen hatten“; und frühmorgens am 7. Mai ging dann die Leiche, in Begleitung der Frau Pastor Wyneken

und ihres Schwiegersohnes, zunächst nach St. Louis ab, wo sie am 13. abends eintraf – es war der Geburtstag des Verstorbenen.

Am folgenden Tage (Sonntag Cantate) hielt ihm Professor Walther in der Dreieinigkeitskirche, wo die Leiche ausgestellt war, eine Gedächtnisrede über 1. Korinther 2,2: „Denn ich hielt mich nicht dafür, dass ich etwas wüsste unter euch, ohn' allein Jesus Christus, den Gekreuzigten.“

Am 15. Mai gelangte die Leiche nach Fort Wayne, wo sie unter Begleitung der Pastoren, der Gymnasiasten und vieler Gemeindeglieder nach der St. Paulskirche gebracht und in derselben ausgestellt wurde. Zu dem Trauergottesdienst stellten sich zahlreiche Verwandte und ehemalige Kirchkinder des Entschlafenen aus der Stadt und Umgebung ein. Die Predigt hielt Dr. Wilhelm Sihler über den ersten Teil von Sprüche 10,7: „Das Gedächtnis der Gerechten bleibt im Segen.“

Während der folgenden Nacht vollendete die trauernde Witwe in Begleitung ihres Sohnes und ihres Schwiegersohnes die lange, mühsame Reise. Frühmorgens kamen sie am 16. Mai mit ihrem Toten in Cleveland an, wo man schon die Vorbereitungen zur Beerdigung getroffen und die Leiche erwartet hatte.

Diese wurde in der Kirche für kurze Zeit ausgestellt, so dass, wer es wünschte, das Angesicht des geliebten Seelsorgers noch einmal betrachten konnte. Der Leichengottesdienst fand nachmittags statt. Die große, schöne Kirche war gedrängt voll Zuhörer; viele mussten umkehren, weil es nicht möglich war, einen Platz zu finden. Nicht nur Lutheraner waren gekommen, dem Verstorbenen die letzte Ehre zu erzeigen, nein, auch Reformierte, Katholiken, Methodisten, ganz kirchlose Leute. Alle hatten den „alten Pastor“ gekannt, geehrt, hoch geschätzt.

Die Leichenpredigt hielt Pastor *Theodor Brohm*, auch ein langjähriger, vielgeliebter Freund und Kampfgenosse des Seligen, über Hebräer 13,7.

Danach hielt Professor *W.F. Lehmann* noch eine Gedächtnisrede in englischer Sprache, „darin auch er das Bild des Seligen der Versammlung vor die Augen malte“. Er tat das im Namen und Auftrag der Fakultät des Seminars zu Columbus, Ohio, die auf diese schöne Weise ihre Liebe und Hochachtung gegen den auch in der Ohiosynode allgemein geehrten „Vater Wyneken“ bezeigen wollte.

Die Beerdigung selbst vollzog dann Pastor *Niemann* „unter herzlichem Beileid und vielen Tränen der leiblichen und geistlichen Kinder ihres in Christus entschlafenen Vaters“.

Am Abend des 28. Mai (Sonntag Exaudi) hielt endlich noch Pastor C. *Frincke* in der St. Paulskirche zu Baltimore dem ehemaligen, noch unvergessenen Hirten derselben eine Gedächtnisrede.

*Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben, welcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach.*